

A black and white close-up photograph of a woman's face and neck. Her mouth is slightly open, showing her teeth. The lighting is dramatic, with strong highlights and deep shadows, creating a moody and intimate atmosphere. The background is dark, making the subject stand out.

TransferBibliothek
FolioVerlag

Drago Jančar
**Die Nacht, als
ich sie sah**

Roman

Bester fremdsprachiger Roman 2014 in Frankreich

Von der Gier zu leben und dem Verschwinden einer faszinierenden jungen Frau in Zeiten des Krieges.

In einer Nacht, kurz nach Neujahr 1944, führt eine Gruppe von Tito-Partisanen Veronika Zarnik und ihren Mann Leo aus ihrem Schloss in Slowenien ab, von da an verlieren sich ihre Spuren.

Aus den Erinnerungen von fünf Personen setzt sich das Bild einer schillernden jungen Frau zusammen: Pilotin, Liebhaberin von Papageien, Alligatoren und Pferden.

Der Offizier, die Mutter, der deutsche Wehrmachtsarzt, die Haushaltshilfe, der Partisan berichten von einer unbändigen Lebensfreude, die jenseits des politischen Geschehens ein privates Idyll aufrechtzuerhalten sucht. Bis der Strom der Geschichte diese Illusion mit sich fortreißt.

„Brillant, unerbittlich.“ *Süddeutsche Zeitung*

„Einer der bedeutendsten slowenischen Nachkriegsautoren.“ *Deutschlandradio*

Der Autor

Drago Jančar

Geboren 1948 in Maribor, gilt als der bedeutendste zeitgenössische Schriftsteller Sloweniens. 1974 wurde er wegen „feindlicher Propaganda“ inhaftiert.

Zahlreiche Preise, u. a. 1993: Prešeren-Preis; 1994: Europäischer Preis für Kurzprosa; 1998: Kresnik-Preis; 2003: Herder-Preis; 2007: Jean-Améry-Preis; 2012: Prix Européen de Littérature.

Seine Romane, Essays und Stücke wurden in viele Sprachen übersetzt. Zuletzt bei Folio: *Der Baum ohne Namen* (2010), *Nordlicht* (2012), *Der Galeerensträfling* (2015).





Drago Jančars Roman beruht auf einer wahren Begebenheit, die erst im März 2015, vier Jahre nach Erscheinen der slowenischen Originalausgabe dieses Romans, aufgeklärt werden konnte.

Ksenija Hribar, die Frau mit dem Alligator, Vorbild für die Romanfigur, wurde 1944 gemeinsam mit ihrem Mann Rado von Partisanen aus ihrer Burg Strmol in Oberkrain/Slowenien verschleppt und galt als verschollen.

Im März 2015 wurden die sterblichen Überreste in einem nahen Wald gefunden.

**„Ihm gelingt es, persönliche – von der Bestie
Geschichte zerfleishte – Schicksale mit
dem Schicksal einer ganzen Epoche unauflösbar,
konkret und nicht ideologisch zu verschmelzen.“**

Claudio Magris, Corriere della Sera

**„Drago Jančar zeichnet das Porträt einer
strahlenden Frau.“ *Le Monde***

TransferBibliothek CXXV

Titel der Originalausgabe: *To noč sem jo videl*, Ljubljana:

Modrijan založba 2011

© der Originalausgabe Drago Jančar

Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.

Mit weiterer freundlicher Unterstützung durch die Trubar Foundation (Trubarjev sklad pri Društvu slovenskih pisateljev) und die Öffentliche Agentur für das Buchwesen der Republik Slowenien (Javna agencija za knjigo Republike Slovenije).

© Folio Verlag Wien Bozen 2015

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dall'O & Freunde

Druckvorstufe: Typoplus, Frangart

Printed in Europe

Drago Jančar

Die Nacht, als ich sie sah Roman

Aus dem Slowenischen von
Daniela Kocmut und Klaus Detlef Olof

Unkorrigiertes Leseexemplar

Erstverkaufstag 1. September 2015

Gebunden mit Schutzumschlag

188 Seiten, 13,5 x 21 cm

ca. € [D/A] 19,90 / € [I] 18,80

ISBN 978-3-85256-670-2

E-Book

€ 16,99

ISBN 978-3-99037-047-6

TransferBibliothek
FolioVerlag

Heute Nacht hab ich sie gesehen, als stünde sie lebendig vor mir. Sie kam durch den Gang in der Mitte der Baracke, zwischen den Stockbetten, wo meine Kameraden im Schlaf ruhig atmeten. Sie blieb an meinem Bett stehen, sah mich eine Zeitlang nachdenklich an, irgendwie abwesend, wie immer, wenn sie nicht schlafen konnte und durch unsere Wohnung in Maribor irrte, am Fenster stehen blieb, sich aufs Bett setzte und wieder ans Fenster ging. Was ist, Stevo?, fragte sie, kannst du auch nicht schlafen?

Ihre Stimme war leise, tief, fast männlich, aber irgendwie verhangen, abwesend wie ihr Blick. Ich war überrascht, weil ich sie erkannt hatte, es war so deutlich die ihre, diese Stimme, die sich mit den Jahren irgendwo in der Ferne verloren hatte. Ihr Bild konnte ich mir jederzeit vor mein inneres Auge rufen, ihre Augen, ihr Haar, die Lippen, ja, auch ihren Körper, der so oft atemlos neben mir gelegen hatte, ihre Stimme aber konnte ich nicht hören; von einer Person, die man lange nicht sieht, geht zuerst die Stimme, der Klang, seine Farbe und Kraft. Sehr lange hatte ich sie nicht gesehen, wie lange?, überlegte ich, mindestens sieben Jahre. Mich fröstelte. Obwohl draußen die letzte Mainacht war und der Frühling dem Ende zugeht, der Frühling des schrecklichen Jahres fünfundvierzig, und obwohl sich schon alles dem Sommer zuneigte und es draußen warm war, in der Baracke hingegen fast stickig von der Wärme der atmenden und dampfenden Männerkörper, überlief mich bei diesem Gedanken ein Frösteln. Sieben Jahre. *Über sieben lange Jahr*, hatte sie damals gesungen, meine Veronika, *über sieben lange Jahr, da gibt's ein Wiedersehn*, sie sang dieses slowenische Volkslied, das sie besonders gern hatte, wenn sie traurig war und diesen abwesenden

Blick hatte, mit dem sie mich auch jetzt ansah, *nur Gott im Himmel weiß, wann sieben Jahr vorbei*. Ich wollte ihr sagen, schön, dass du gekommen bist, wenn auch erst nach sieben Jahren, Vranac ist noch immer bei mir, wenn du ihn sehen willst, wollte ich sagen, dort auf der Koppel ist er, zusammen mit den anderen Offizierspferden, es geht ihm gut, er kann auf der Wiese laufen, er braucht nicht im Stall zu stehen, er ist in guter Gesellschaft, obwohl auch er deine Hand vermisst ... wie ich sie vermisse, wollte ich sagen, aber meine Stimme blieb mir in der Kehle stecken, etwas Gurgelndes und Dumpfes kam aus meinem Mund statt der Worte, die ich sagen wollte. Ich dachte, du lebst in der Burg am Fuß der slowenischen Berge, ich wollte sagen, und reitest du dort auch? Ich streckte die Hand aus, um ihr Haar zu berühren, aber sie wich zurück, ich gehe jetzt, sagte sie, du weißt ja, Stevo, dass ich nicht bleiben kann.

Ich wusste, dass sie nicht bleiben konnte, wie sie vor sieben Jahren nicht bleiben konnte, als sie unsere Wohnung in Maribor für immer verließ; wenn sie dort nicht bleiben konnte, wie hätte sie dann hier bleiben können, in der Baracke des Gefangenenlagers, unter schlafenden Offizieren der königlichen Armee, über die, aufgehängt an der Barackenwand dort neben der Tür, die Fotografie des jungen Königs wacht, in der Uniform eines Gardeleutnants, die Hand auf den Säbel gelegt, die Fotografie eines Königs, der ohne Königreich geblieben ist, unter seinen Getreuen, die ohne Vaterland geblieben sind. In dem Augenblick wieherte laut ein Pferd, ich hätte schwören können, dass es Vranac war, vielleicht hatte sie sich auch ihm gezeigt, bevor sie für immer gegangen war, vielleicht hatte er vor Freude gewiehert, als er sie in der Nähe spürte, als sie vielleicht, wie früher immer, die Hand auf seine Nüstern gelegt und gesagt hatte, Vranac, jetzt werde ich dich satteln.

Das war in der Nacht, nun ist es Morgen und überall im weitläufigen Lager sammeln sich die Soldaten zum morgendlichen Fahnenappell, noch immer hissen wir jeden Morgen die Fahne, eine Armee ohne Waffen, am Tor gehen englische Soldaten auf und ab und beobachten gelangweilt das morgendliche Gewimmel, die entwaffneten Soldaten der königlichen Armee, die aus den Zelten kommen, die Offiziere, die in Baracken untergebracht sind, noch immer bereit, über die slowenischen Berge zurückzumarschieren, ins Innere, in die bosnischen Wälder, wo eintreffenden Berichten zufolge der Guerillakampf gegen die kommunistischen Machthaber immer stärker wird. Und ich be-

trachte mein Gesicht im Spiegel und weiß, dass es nichts mehr gibt, keine Veronika, keinen König, kein Jugoslawien, die Welt ist in Stücke gegangen wie dieser gesprungene Spiegel, aus dem mich Teile meines unrasierten Gesichts ansehen. Ich habe nicht den Willen, mich einzuseifen und zu rasieren, den Gürtel strammzuziehen, mich in Ordnung zu bringen und zum Appellplatz zu gehen, ich sehe dieses Gesicht, über das sich in dieser Nacht Veronika gebeugt hat, und ich frage mich, ob sie mich überhaupt wiedererkennen konnte. Bin das überhaupt noch ich, Stevan Radovanović, Major, Kommandeur der Kavallerie-Schwadron der ersten Brigade, ehemaliger Hauptmann der Drau-Division, den in Maribor die Frau verlassen hat und dessen Soldaten sich hinter seinem Rücken über ihn lustig gemacht haben? Nun lacht niemand über ihn, es lacht überhaupt niemand über jemanden, weil niemandem zum Lachen zumute ist, jetzt sind alle irgendwie erbarmenswert, eine geprügelte Armee, die von kommunistischen, von Waffen und Taktik unbeleckten Wilden aus der Heimat vertrieben wurde, ist das überhaupt noch mein Gesicht, diese Augen, diese Nase, diese Wangen, durchschnitten von den Sprüngen im Spiegel, der an der Wand im Waschraum der Baracke hängt. Diese Augenringe von den durchwachten Nächten, die aussehen wie Blutergüsse, diese grauen Strähnen an den Schläfen, die aufgesprungenen Lippen und das schwarze Loch in der Reihe gelber Zähne. Dieses Loch, da war einmal ein Zahn, noch vor einem Monat, da ist an der Wand eines Bauernhauses das Geschoss eines Granatwerfers in den Bergen oberhalb von Idrija explodiert und mir ein Stein- oder Metallsplitter direkt in den Mund geflogen, sodass ich im Nu voll Blut war, aber es stellte sich heraus – nachdem ich zu mir gekommen war und mir das Blut abgewaschen hatte –, dass mir Gott sei Dank nur ein Vorderzahn fehlte, die Lippen waren allerdings ordentlich zerfranst, jetzt sind sie nur noch gesprungen, nur der Zahn fehlte mir dort irgendwo nahe der italienischen Grenze, gegen die wir uns zurückgezogen hatten, um uns zu reorganisieren, wie uns gesagt worden war, um zurückzuschlagen, wie uns gesagt worden war, doch dann haben wir uns vor Palmanova kurzerhand ergeben. Ergeben, was denn sonst, obwohl uns gesagt worden war, dass die Engländer unsere Verbündeten seien und dass wir gemeinsam mit ihnen auf die Kommunisten einschlagen würden. Einige Tage lang trugen wir noch Waffen, dann kam der Befehl, sie zu übergeben, das heißt, wir ließen zu, dass uns die englischen Soldaten schmachvoll entwaffneten, den Offizieren

ließen sie ehrenvoll die Pistolen ohne Munition, vor wenigen Tagen nahmen sie uns auch die noch ab, noch das letzte Zeichen der Würde, wir sind keine Armee mehr, das ist das Ende, *finis*, du Königreich Jugoslawien, das Ende der Welt.

Vor sieben Jahren, als Veronika Maribor verließ, habe ich zum ersten Mal gedacht, das sei für mich das Ende der Welt. Aber jetzt sehe ich, dass das ein kleiner persönlicher Schmerz war, das Leben ging weiter und die Armee, der ich mit Leib und Seele angehörte, war noch immer da, ihre Ordnung und Disziplin, ihre berühmte Artillerie und Kavallerie, die Infanterie, alle Truppengattungen von der Glorie der Schlachten an der Kolubara und am Cer umstrahlt, wir waren Nachfolger und Erben des serbischen Sieges, eines der größten in der europäischen Geschichte, wir Offiziere waren geachtet und geschätzt, die Welt war noch immer heil und das Leben hatte trotz Veronikas Weggang seinen Sinn. Kaserne, Manöver – die Pflichterfüllung überdeckt schon von sich aus die persönliche Trauer, gibt einem das Gefühl der Ehre und die Verteidigung der Heimat das Gefühl einer höheren Sendung, der persönliche Verlust muss sich dem unterordnen. Ich war ein mustergültiger Offizier, das muss ich von mir schon sagen, an der Akademie habe ich die allgemeinen und speziellen Prüfungen mit Auszeichnung absolviert, bei allen Manövern, die in jenen Jahren immer häufiger waren, erntete meine Einheit Lob.

Im Frühjahr des Jahres siebenunddreißig wurde meine Kavallerie-Schwadron von Niš nach Ljubljana versetzt. Soweit ich es verstand, handelte es sich um eine taktische Verstärkung der Drau-Division, die wegen der politischen Ereignisse in Deutschland zur zentralen Verteidigungsmacht der Nord- und Westgrenze des Königreichs wurde. Wie überall, fand ich mich auch dort gut zurecht. Das Leben eines Soldaten sind nicht die Städte, in denen er zeitweilig leben muss, sondern die Kaserne, der Exerzierplatz, die Armee, mein Leben, das waren die Armee und – die Pferde. Ich war, das muss ich schon sagen, der beste Reiter in der Einheit, die ich befehligte. Es ist nicht einerlei, ob ein Kommandeur aus der Schreibstube oder bei Manövern aus einem Geländewagen Befehle erteilt – ein Kommandeur, der an der Spitze seiner Einheit reitet, ist etwas völlig anderes. Von meinen Soldaten verlangte ich, was ich schließlich auch von mir selbst verlangte, regelmäßiges Exerzieren auf dem Reitplatz, Beweglichkeit, Geschicklichkeit, Pflege der Pferde, Sauberkeit, frisches Wasser, der Striegel in der Hand

war für mich genauso wichtig wie der gezogene Säbel, mit dem man in den Angriff reitet, oder wie der Karabiner auf der Schulter, den man auch während des Reitens herunternehmen und durchladen muss. Die Kavallerie ist die edelste Gattung des Militärs. Die Kavallerie spuckt auf die Infanterie hinunter, pflegte Major Ilić zu sagen, wenn er gut gelaunt war. Wenn er gut gelaunt war und sagte, dass die Kavallerie auf die Infanterie hinunterspucke, fand sich immer einer, der dazusagte: und schiffst auch auf sie ... Wir waren gut gelaunt, wir waren stolz wie die polnischen Ulanen, die mutigste leichte Kavallerie, die die Welt kennt. Außerdem liebte ich Pferde, ich war zum ersten Mal geritten, als ich sieben war, mein Vater war Pferdehändler, ich kümmerte mich um die Pferde und redete schon seit meiner Kindheit mit ihnen, nicht zufällig landete ich in der Kavallerie. Und mit ihr, mit der Kavallerie, wenn ich jetzt darüber nachdenke, vermutlich auch nicht zufällig in Ljubljana.

Dort bin ich Veronika begegnet.

Zu ihr brachte mich – ihr Mann. Und zu ihrem Mann brachte mich mein Kommandeur, Major Ilić. Ich kann mich genau an jenen Vormittag im Sommer erinnern: Es war heiß, im Hemd mit aufgekrempten Ärmeln beaufsichtigte ich auf dem Reitplatz eine Übung im Wenden auf der Stelle. Dann ließ ich die Rekruten Volten reiten und die letzten Minuten mit lockerem Zügel zu den Stallungen traben. Und jetzt, sagte ich, die feuchten Stellen am Pferderücken, vor allem unter dem Sattel, mit sauberem Wasser waschen. Dann der Striegel, klar? Ich vergaß nie, das zu befehlen, denn ich wusste, dass sie Faulpelze waren, alle Rekruten sind Faulpelze, sie würden das Pferd im Stall abstellen und sich selbst auf die erstbeste Wiese hauen, in den Schatten an der Stallwand, auch wenn dort der Dung liegt, ganz gleich wohin. Ich wollte ihnen noch erklären, warum Pferdepflege so wichtig ist, als ein Kurier kam, salutierte und sagte, Major Ilić lasse mich ins Hauptquartier rufen.

Mit ernster Stimme fragte er mich, ob ich bereit sei, eine ganz besondere Aufgabe zu übernehmen. Ich war immer bereit, jede Aufgabe zu übernehmen. Die Frau seines Freundes, eines hiesigen hohen und vornehmen Herrn, eine junge Dame, habe einen englischen Hackney geschenkt bekommen und würde nun auch gerne reiten lernen. Ich sah, dass sich der Ordonanzoffizier und der Schreiber, die mich aufmerksam ansahen, kaum das Lachen verkniffen. Statt dich mit dummen Re-

kruten herumzuschlagen, sagte Major Ilić, wirst du eine Zeitlang Reitlehrer spielen. Ich hatte keine Abneigung gegen die Arbeit mit dummen Rekruten, die sich unter meiner Führung am Ende fast alle in ausgezeichnete Reiter verwandelten, ich empfand Abneigung gegen den Gedanken, einer verwöhnten und reichen jungen Dame Reitunterricht zu geben, ich hatte ja schließlich alle allgemeinen und speziellen Prüfungen an der Akademie deshalb mit Auszeichnung bestanden, damit ich dem König und dem Vaterland dienen konnte. Auch auf diese Weise kann man dem König und dem Vaterland dienen, sagte Ilić, als hätte er meine Gedanken gelesen, außerdem ist es nur für zwei Monate, bei den Herbstmanövern führst du wieder die Schwadron an. Ich sagte, ich stehe zur Verfügung, was soll ein Soldat anderes sagen. Dann sah mir Ilić eine Zeitlang in die Augen. Stevan, mein Sohn, sagte er mit väterlicher Stimme, als würde er mich in eine Schlacht schicken, ich lege dir etwas ans Herz.

Offizierslehre, sagte er. Du weißt, was Offizierslehre ist.

Ich verstand, was er meinte. Dass mit der Dame mit pflichtschuldigem Respekt umzugehen sei. Ich weiß, sagte ich. Dann ist ja alles in Ordnung, schmunzelte Major Ilić. Und der Ordonanzoffizier, der sah, dass der offizielle Teil des Gesprächs beendet und der Major gut gelaunt war, setzte hinzu: Und pass auf, dass dich ihr Alligator nicht beißt. Jetzt lachten alle drei. Was für ein Alligator? Wirst schon sehen, sagte Ilić, rühr dich, du kannst gehen.

Ehe ich begann, den Sonderauftrag auszuführen, das heißt, König und Vaterland auf besondere Weise zu dienen, hatte ich noch den Gatten meiner zukünftigen Schülerin zu treffen. Wir trafen uns im Café Union, er hätte mich ja zu sich nach Hause eingeladen, sagte er, aber er wolle mich zunächst allein kennenlernen. Er war hager, groß gewachsen, hatte helles, glatt gekämmtes Haar, war tadellos gekleidet, als wäre er soeben einem Modejournal entstiegen, in dem englische Dandys gezeigt werden. Ich war in Uniform, und obwohl damals Offiziersuniformen überall Zustimmung und Bewunderung auslösten, fühlte ich mich im Vergleich mit ihm irgendwie linkisch. Der elegante Herr im weißen Anzug und in den weißen Schuhen war es offensichtlich gewohnt, auf Menschen, mit denen er zu tun hatte, sofort einen besonderen Eindruck zu machen. Er war in einem großen Automobil gekommen, wir tranken zwei Cognac, er sagte, dass der Unterricht angemessen bezahlt werde, was ich ablehnte. Ich hätte einen Befehl be-

kommen, es sei ein dienstlicher Auftrag. Er lachte: Ach, dieser Major Ilić, für den ist jede Angelegenheit dienstlich. Er war nicht sonderlich gesprächig, er fuhr im selben Atemzug mit dem fort, was er zu sagen hatte: Sie werden zunächst auf dem Reitplatz in Štepanjska vas üben, danach wäre es schön, wenn sie möglichst bald ein wenig herumreiten würde, auf Wiesen und in Wäldern, Veronika wünscht sich das sehr, sagte er, auch ich werde mich Ihnen anschließen, wenn die Sache so weit gediehen ist, wenn Veronika schon reiten kann. Das sei alles, er bat mich, ich solle auf ihre Sicherheit achten, sie sei manchmal ein wenig unberechenbar, wahrscheinlich werde sie sofort alles können wollen, meinte er. Ich wollte Sie vorher kennenlernen, sagte er, mein Freund Ilić meint, Sie seien sein bester Offizier, ich sehe, dass er sich nicht irrt. Wie kann er das sehen, dachte ich, wo doch die ganze Zeit er geredet hat, und auch vom Militär hat er, wie er selbst zugegeben hat, nicht die leiseste Ahnung. Freilich, Menschen seines Schlags verstehen sich auf die Börse, elegante Kleidung und große Automobile, ja, auch auf Flugzeuge, er sagte, dass neben Pferden und Automobilen auch Sportflugzeuge seine Leidenschaft seien, vielleicht nehme er mich einmal mit über die Berge in der Umgebung, ich würde sehen, welches schöne Land Slowenien sei, auch Serbien sei ja schön, Sie sind aus Valjevo, nicht wahr? Ja, ich bin aus Valjevo, mein Vater hat Pferde verkauft, sagte ich und dachte, dass er solche reichen Leute kannte und wusste, dass sein Sohn nie reich sein würde, dafür aber würde er ein Offizier sein, was in Serbien mindestens ebenso viel, wenn nicht noch viel mehr wert ist. Ich war noch nie in Valjevo, sagte er, dort werden Zwetschken produziert? Und Zwetschkenschnaps, nicht wahr? Nein, sagte ich, dort werden die besten Soldaten produziert, wir lachten beide, ich war froh, dass alles so rasch erledigt war.

Am nächsten Tag, in der Nacht hatte es geregnet, es war ein frischer und klarer Morgen, brachte er sie mit seinem Automobil zum Unterricht, eine junge Dame in Reithosen. Er stellte uns einander vor, wir besahen uns das Pferd, ein langbeiniger englischer Hackney, dann sagte er so etwas wie: Ich übergebe sie in Ihre Obhut. Er küsste sie auf die Wange und raste mit seinem Automobil mit offenem Dach davon, in der Kurve winkte er noch einmal. Das Pferd hieß Lord, wie denn sonst, dachte ich, welchen anderen Namen hätte ihm eine reiche junge Dame sonst geben sollen? Aber es war ein schönes Pferd, es drehte den Kopf ein wenig zur Seite, als ich es streichelte, wurde aber bald zutrau-

lich, es hatte einen hohen Gang und eine schöne Kopf- und Schweifhaltung. Ich sagte, dass ich meinen Rekruten, die Reiter werden wollen, zuerst sage, dass die Reitschule nicht mit dem Reiten beginne, sondern mit Striegel, Kardätsche und Kratzer zum Reinigen der Hufe.

Sie sagte, sie sei nicht mein Rekrut.

Ich schwieg, im selben Augenblick tat es mir schon leid, diesen „Sonderauftrag“ übernommen zu haben. Schon möglich, sagte ich, aber ein Pferd muss immer gesäubert werden, bevor es gesattelt wird. Bei Pferden, die größtenteils im Stall stehen, wo sie zu wenig Licht bekommen, muss man das Fell jeden Tag pflegen, auch wenn wir sie reiten. Warum sind sie denn im Stall, fragte sie, warum laufen sie nicht frei herum? Warum sind sie im Stall? Das hatte mich noch nie jemand gefragt. Pferde sind freie Wesen, sagte sie, freier als Menschen, man müsste ihnen ermöglichen, auf Wiesen und in Wäldern umherzulaufen. Aber dann würden wir sie nicht reiten, sagte ich, wir würden die Kutschen und Wagen und Kanonen selber ziehen und die Armee besäße überhaupt keine edle und altehrwürdige Gattung, die Kavallerie heißt und der ich mit Stolz angehöre. Das ist jene stolze Truppengattung, deren Ruhm in zahlreichen Schlachten von der englischen und französischen leichten Kavallerie vermehrt wurde, ganz besonders von den unerschrockenen polnischen Ulanen. Die Ulanen machten auf sie keinen Eindruck. Dass ihr die Pferde in den Krieg schleppt, ist völlig unmöglich, widersprach sie wieder, genau genommen unverantwortlich, sie könnten ja durch eine Bombe Schaden nehmen. Nicht durch eine Bombe, sagte ich, durch eine Granate. Bomben werden aus Flugzeugen auf Festungsanlagen abgeworfen, mit Granaten wird die Infanterie beschossen, auch die Kavallerie.

Aber warum?, zischte sie, was für ein Nonsens!

Gleich zu Beginn hatten wir uns in eine Debatte über Pferde und Kavallerie verstrickt. Ich sah, dass das nirgendwohin führte. Ich hörte ihren Bemerkungen nicht mehr zu, ich zeigte ihr, wie man Lord die Stalltrense anlegt, dann vorsichtig den Kopf bürstet, zwischen den Ohren und entlang der Stirnlinie, und dann mit der Kardätsche das Fell reinigt. Sie begann sich zu langweilen. Und wann werde ich reiten?, fragte sie. Ich schluckte meinen Satz hinunter, dass genau das auch jeder dumme Rekrut fragt. Ich sagte, ich würde den Unterricht absagen, wenn sie nicht vorhabe mitzuarbeiten. Sie sah mich wütend an und musste wohl ebenfalls einen Satz hinunterschlucken, gut, sagte sie, zei-

gen Sie mir, wie man die Hufe sauber macht. Aber glauben Sie nicht, dass ich sie sauber machen werde! Sie streichelte das Pferd, ihrer Meinung nach waren Pferde zum Streicheln da, wie Katzen, Lord blickte sie dankbar an, und ich biss die Zähne zusammen und machte weiter. Mit verschränkten Armen sah sie mir zu. Ich sehe, sagte sie nach einiger Zeit, dass Sie mit den Pferden schön umgehen. Ich erklärte, das sei das Alpha und Omega, ein Pferd fühle und wisse, wenn man mit ihm schön umgeht, wenn nicht, widersetze es sich einem. Stellen Sie sich vor, gnädige Frau, sagte ich so freundlich, wie ich nur konnte, stellen Sie sich vor, dass ein Pferd versagt, wenn es in den Angriff soll. Und das sagen Sie Ihren Rekruten?, sagte sie. Ja, das sage ich meinen Rekruten. Das heißt, Sie gehen nur deshalb schön mit den Pferden um, um Sie dann unter die Bomben beziehungsweise Granaten treiben zu können. Ich sagte wütend, dass wir auch uns selbst dorthin trieben, in der Schlacht an der Kolubara habe es Tausende Tote gegeben.

Aber warum?, fragte sie mit unschuldiger giftiger Stimme.

Für den König, antwortete ich, für König und Vaterland.

Sie schnaubte wie ein Pferd und lachte laut und höhnisch.

Am nächsten Morgen meldete ich mich bei Major Ilić zum Rapport. Ich bat ihn, mich von dieser Pflicht zu entbinden. Er fragte, was mich störe. Ich sagte, die gnädige Frau denke, dass die militärische Kavallerie, verzeihen Sie, Nonsense sei. Ach, das denkt sie?, sagte Ilić. Ja, und außerdem sagt sie, sie sei nicht mein Rekrut. Ilić lachte. Sie ist auch nicht dein Rekrut, mein lieber Radovanović, mit verehrten Damen muss man anders umgehen als mit Rekruten, na ja, fügte er hinzu, mit Frauen im Allgemeinen. Er sah aus dem Fenster. Hat sie dir erzählt, fragte er nach einiger Zeit, dass sie in Berlin studiert hat? Das hat sie mir nicht erzählt. Sie ist gebildet, sagte er, du kannst was von ihr lernen. Es stimmt aber – er schwieg eine Zeitlang, als würde er darüber nachdenken, ob er es mir sagen sollte –, dass die junge Dame ein wenig ... wie soll ich sagen, ungewöhnlich ist. Mein Freund Leo Zarnik, ihr Ehemann, hat mir erzählt, dass sie vor einigen Tagen mit dem Zug nach Sušak gefahren sei. Niemand wusste, wo sie ist, und als sie zurückkam, sagte sie, sie sei zum Baden gefahren. Kannst du dir das vorstellen? Ich zuckte mit den Schultern, es schien mir nicht wichtig, mit dieser Dame würde ich mich nur so viel abgeben, wie mir aufgetragen worden war. Und das war nicht leicht. Ihr Großvater, sagte Ilić, hat angeblich halb Rijeka gebaut, warst du schon mal in Rijeka? Wie?, fragte

ich, dort sind die Italiener. Ja, sagte Ilić, aber eines Tages werden wir wieder dort sein. Wenn du mit dem Schiff in den Hafen einfährst, diese großen Gebäude am Ufer, die Kaffeehäuser, all das hat ihm gehört. Diese Leute, mein lieber Radovanović, sind unvorstellbar reich. Unvorstellbar. Und die Armee will mit ihnen gute Beziehungen pflegen, hast du verstanden? Ich sagte, ich habe verstanden, aber ich fürchte, setzte ich hinzu, dass das der gnädigen Frau völlig egal ist. Sie wird nicht mitarbeiten, wie soll ich ihr das Reiten beibringen, wenn sie mir Befehle gibt? Außerdem hat sie keine Ahnung, wer die Ulanen sind. Die Ulanen?, fragte Ilić, was haben die Ulanen mit dem Reitunterricht zu tun? Er schwieg für einige Zeit. Es interessiert sie eben nicht, sagte er dann, sie interessiert sich für andere Dinge. Sie ist ein wenig, sagte Ilić, nicht nur ungewöhnlich, was soll ich sagen – exzentrisch. Ich habe gehört, fügte er hinzu, dass sie als Haustier einen Alligator hatte. Sie hat ihn auf der Promenade spazieren geführt. Kannst du dir das vorstellen? Kurz und gut, sagte der Major und sah mir in die Augen, jetzt weißt du alles. Danke, sagte ich, aber das hilft mir überhaupt nicht. Ich biss mir auf die Zunge, ich hatte angefangen, mit dem Major Konversation zu machen, das hätte ich nicht sagen sollen. Er wurde ernst. Und was soll ich meinem Freund Zarnik sagen? Dass mein Offizier, mein bester Offizier, abgesagt hat, weil seine Frau denkt, dass die Kavallerie ein Nonsens ist?

Ich weiß nicht, sagte ich, Sie können sagen, ich sei nicht für diese Arbeit geschaffen und würde zu meiner Schwadron zurückkehren.

Ilić wurde ernst. Hören Sie, Herr Leutnant, sagte er in einem amtlichen Ton, wie er ihn nur in dienstlichen Belangen verwendete. Sie, Radovanović, werden mich nicht beauftragen, was ich wem sagen soll. Ich habe Sie nicht hingeschickt, damit Sie mit dieser Dame über die Kavallerie diskutieren, damit Sie sie über die polnischen Ulanen und die Schlacht an der Kolubara unterrichten, sondern dazu, dass Sie ihr das Reiten beibringen. Verstanden? Ich sagte, verstanden. Und zum nächsten Rapport melden Sie sich erst, wenn das Ganze vorbei ist. Sie werden berichten, dass der Auftrag erfüllt ist und die Dame hervorragend reiten kann. Verstanden? Verstanden, Herr Major. Ich ging, ein wenig geknickt, aber auch in mein Schicksal ergeben. Mit dem Gedanken an eine junge Frau, die allein nach Sušak fährt und die Promenade in Ljubljana mit einem Alligator an der Leine auf und ab spaziert. Noch mehr aber mit dem Gedanken an Major Ilić. Von ihm hing mei-

ne Karriere ab. Manchmal war er ganz väterlich, er sagte zu mir: Stevo, mein Sohn. Wenn er mich zu siezen begann, wurde die Sache gefährlich. Ich dachte, ich hätte es noch schlimmer treffen können. Ich kannte ihn, was gerade eben vorgefallen war, war ein Zornesausbruch mittleren Grades, wäre er um einen Grad stärker gewesen, hätte er mit leiser Stimme gesagt: Marsch. Marsch in die Manege, verdammt noch mal.

Ich ritt mit meinem Vranac in die Manege und vereinbarte, dass er für die Dauer des Unterrichts dort im Stall bleiben solle. Ich beschloss, das Ganze zu beschleunigen, soweit es möglich war, je eher die Sache zu Ende war, desto besser. An jenem Morgen wartete ich vergebens auf sie. Auch sie hatte sich beschwert. Bei ihrem Mann. Er sagte es mir gleich aus seinem Auto heraus, dass seine Gattin einen zivilen Lehrer verlange. Er wolle es sich nicht mit Major Ilić verderben, der ihm seinen besten Offizier geschickt habe, und von mir erwarte er, dass ich mich wie ein Gentleman benehme, mich entschuldige und den Reitunterricht gentlemanlike zu Ende führe. Morgen machen Sie weiter, sagte er und fuhr davon, einen Arm auf die Autotür gelegt, der Wind zerzauste sein helles Haar.

Es hatte so angefangen, dass wir beide absagen wollten. Aber vielleicht war gerade deshalb die Fortsetzung umso leichter. Ich entschuldigte mich: ... wenn sie es falsch verstanden habe, weil ich gesagt hatte, dass ich meinen Rekruten als Erstes sage, dass ... und die gnädige Frau dann gedacht habe, ich behandle sie wie einen Rekruten ... wo ich in Wahrheit ... Ach, ist schon in Ordnung, sagte sie und lachte, geben Sie schon diese Kardätsche her. So war sie, Veronika. Urplötzlich konnte ihre Laune völlig umschwenken. Ich gab ihr die Bürste. Sie lachte und begann mit Eifer das Pferdefell zu bürsten.

Danach mieden wir Gespräche über Rekruten, Kavallerieattacken, Bomben und die Schlacht an der Kolubara, bald widmeten wir uns dem Satteln und bereits wenige Tage später der richtigen Körperhaltung beim Sitzen, der Beweglichkeit des Reitersitzes, der kräftigen Haltung im Lendenbereich und den lockeren Schultern, der Zügelhaltung und bald schon den ersten Schritten. Die junge Dame machte rasch Fortschritte. Mir schien, als habe sie verstanden, dass Reiten eine ganzheitliche Beziehung zwischen Pferd und Reiter bedeutet, und davor auch zwischen Schüler und Lehrer. Zu lernen, mit einem Pferd umzugehen, ist nicht nur eine technische Angelegenheit, man muss auch sein Vertrauen gewinnen, aber noch davor muss man seinem Lehrer ver-

trauen, wenn wir wollen, dass uns das Pferd vertraut. Ich sagte ihr nicht, was ich meinen Rekruten sage, dass man die Befehle des Lehrers bedingungslos zu befolgen und auszuführen hat, wenn wir wollen, dass das Pferd unsere befolgt und ausführt. Es schien, als würde sie dieses dreifache Verhältnis der Subordination langsam begreifen. Zum Glück wollte sie darüber nicht diskutieren, denn eine solche Debatte hätte zweifellos in einem neuen Streit geendet. Mir fiel das Ganze leichter, als sie eines Vormittags, als wir uns ins Gras setzten, zu mir sagte, ich solle ihr etwas über Pferde erzählen. Was ich ihr erzählen sollte? Alles, was ich wisse. Das wird aber eine lange Geschichte, sagte ich, ich weiß viel. Dann erzählen Sie viel, sagte sie, stimmt es, dass früher, in Urzeiten, das Pferd so klein war wie ein Hund? Das stimmt, das waren so kleine Tiere, die in den Wäldern Sibiriens und Mitteleuropas lebten, und jetzt sind sie groß und schön, so wie Vranac und Lord. Ich erzählte ihr von Arabern und Lipizzanern, von Haflingern und Hannoveranern, ich erzählte ihr, wie ich seit meiner Kindheit mit Pferden gelebt hatte, mit den Pferden meines Vaters, die kamen und gingen, dass ich Vranac selbst aufgezogen habe, dass es mir gelang, ihn in die Armee zu bringen und ihn von Valjevo nach Ljubljana mitzunehmen ... Über Ulanen und Schlachten, in denen auch Pferde getötet werden, nicht nur Reiter, sprach ich nicht mehr.

Glauben Sie, dass sie wirklich verstehen?, fragte sie, sie sehen einen schon so an, als würden sie einen verstehen, fügte sie hinzu.

Wenn ein Alligator einen versteht ..., sagte ich vorsichtig, dann kann das auch ein Pferd.

Sie lachte. Davon haben Sie auch gehört? Natürlich, wer wohl nicht? Ein richtig süßer kleiner Alligator war das, sagte sie. Ich konnte ihn nicht allein zu Hause lassen, also nahm ich ihn manchmal mit auf einen Spaziergang durch die Stadt. Sie musste lachen, bestimmt bei dem Gedanken, was für eine Attraktion die kleine Bestie für die verwirrten Spaziergänger gewesen sein musste. Aber er verstand nicht jeden, meinen Mann jedenfalls nicht. Wissen Sie auch, dass er ihn einmal beim Baden in der Badewanne gebissen hat? Danach musste er aus dem Haus, der Alligator nämlich. Sie lachte. Um im nächsten Augenblick wieder ernst zu werden. Leo brachte ihn zum Tierarzt. Jetzt ist er ausgestopft. Leider ging es nicht anders.

Ich fragte nicht, wohin der Alligator ihren Mann gebissen habe. Ich verspürte eine ziemliche Abneigung beim Gedanken an dieses Tier in

ihrer Badewanne. Auch wenn ich mir vorstellen konnte, wie die Dame den kleinen Alligator an der Leine auf der Promenade spazieren führt und wie das Tier, das eine andere Umgebung gewohnt ist, hinter ihr her trippelt ... Und die Menge an Gaffern, der Gedanke an ein wildes Tier aus dem Sumpf in einer Badewanne erschien mir völlig unerträglich. Eine solche Welt und solche Menschen verstehe ich nicht. Zumindest damals dachte ich noch so. Von dieser kleinen Bestie sprach sie wie von einer Hauskatze. Sie schien traurig zu sein, weil das Tier eingeschläfert werden musste. Und überhaupt standen ihre Auslassungen über Pferde, diese freien Wesen, in einem ziemlichen Widerspruch zu einem Alligator, der in einer Prunkwohnung zu leben hat. Das sagte ich ihr nicht, ich wollte keinen neuen Streit, ich freundete mich mit dem Gedanken an, dass die junge Dame, wie Major Ilić meinte, eben ein wenig ungewöhnlich war und – wie reiche Leute oft – auch ein wenig exzentrisch. Sie war voller Gegensätze, das konnte man auch an ihren Stimmungen erkennen, die wie das Aprilwetter wechselten, einmal kam sie ganz heiter und mit einem Lächeln im Gesicht daher, dann wieder betrübt und vollkommen abwesend, manchen meiner Sätze hörte sie überhaupt nicht. Aber damit konnte ich mich nicht beschäftigen, zumindest damals noch nicht. Wir kamen aus verschiedenen Welten, zwei, die einander zufällig begegnet waren, in einem Monat oder weniger würde sie mit ihrem Mann wieder wegfahren und ich würde in die Kaserne zu meiner Schwadron zurückkehren. Obwohl nun alles zusammen Ähnlichkeit mit einer richtigen Reitschule bekam und wir uns doch um einiges besser verstanden, und obwohl ich mich dabei ertappte, dass ich mich an manchem Morgen regelrecht darauf freute, sie wiederzusehen, wünschte ich mir, dass das Ganze so bald wie möglich vorbei wäre.

Aber Pferde liebte sie wirklich. Vielleicht mehr als die Menschen. Mit der Zeit begann ich zu verstehen, warum es sie so aufgebracht hatte, dass wir Soldaten unsere Pferde in den Bomben-, das heißt Granathagel treiben. Es waren die letzten Augusttage, die langsam in den Herbst übergingen. Morgens meldete ich mich in der Kaserne, wo die Offiziere mit zweideutigen Bemerkungen über mein Doppelleben stichelten, die Vormittage verbrachte ich auf dem Reitplatz mit ihr und den beiden Pferden, ihr Mann und ich wechselten kaum ein Wort, wenn er kam, um sie abzuholen. Das geschah immer seltener, immer öfter wurde sie nämlich von ihrem Chauffeur gebracht und abgeholt.

Leo Zarnik war ja wohl ein vielbeschäftigter Mann, nicht nur mit seinen Geschäften, sondern auch mit dem Abschuss von Wildschweinen und Rehböcken. Meine Schülerin schien das Töten von Tieren offenbar nicht zu stören. Es störte sie, dass wir unsere Pferde in den Krieg treiben, wo sie von Bomben, das heißt Granaten getroffen werden können. Ich sah, dass ihr Mann auf dem Rücksitz Jagdgewehre liegen hatte, einmal sagte er, er würde mich zum Scheibenschießen einladen. Aber offensichtlich hatte er seine Einladung im selben Augenblick schon wieder vergessen.

Als wir zum ersten Mal gemeinsam einige Volten in der Manege ritten, sie auf Lord, ich auf Vranac, und als sie recht geschickt absaß, applaudierte ich ihr. Ich muss zugeben, gnädige Frau, ich hätte nicht erwartet, dass Sie so rasche Fortschritte machen würden. Man könnte sagen, dass Sie schon reiten können. Und außerdem – es scheint, dass Lord Sie sehr gut leiden kann.

Mir scheint, sagte sie, besser als Sie.

Verzeihung, ich wollte sagen, dass er Sie schon als seine Herrin akzeptiert. Herrin, sagte sie, was für ein blödsinniges Wort. So ist es aber, sagte ich, wenn er Ihnen auf Befehl gehorcht, wenn er Ihre Worte versteht, dann sind wir schon gegen Ende unseres Unterrichts. Und wie erreicht man das?, fragte sie. Man muss mit ihm reden, sagte ich, und ihn berühren, dann versteht er, zwischen Mensch und Pferd wird ein starkes Band geknüpft ... Sie sah mich eine Weile an, dann fragte sie: So wie zwischen zwei Menschen? Ja, antwortete ich. Fast so.

Am nächsten Morgen kam sie in einer seltsamen Stimmung. Ich dachte, sie müsse wohl eine schwierige eheliche Nacht hinter sich haben wegen ihres Ausflugs nach Sušak oder eines neuen Alligators oder wer weiß weshalb, aber es war etwas ganz anderes. Ich habe darüber nachgedacht, sagte sie, was Sie gestern über Pferde und Menschen gesagt haben, wie man miteinander reden muss. Wir beide reden eigentlich sehr wenig miteinander, meinte sie. Das stimmt, gnädige Frau, sagte ich. Außer über Pferde, darüber haben wir viel geredet.

Sie lachte. Hören Sie schon auf mit der gnädigen Frau, Stevan, sagte sie. Dann blickte sie ein wenig abwesend über die Save auf die grünen Hänge der Berge. Haben Sie kein Mädchen, Stevan? Doch, sagte ich. Dann fiel mir ein, dass ich eigentlich nicht wusste, ob ich es noch hatte. Eigentlich weiß ich das nicht, sagte ich, ich hatte eines, in Valjevo, ab und zu bekomme ich noch einen Brief von ihr. Wie heißt sie, fragte

sie. Jelica, antwortete ich. Ist sie schön? Ich zuckte mit den Schultern, mir schien sie schön. Sie hat kastanienbraunes Haar, sagte ich verlegen.

Und wie nennst dich Jelica?

Stevo.

Na, dann bist du also Stevo. Kann ich dich so nennen wie deine Jelica?

Es benahm mir ein wenig den Atem. Ich bin Veronika, sagte sie, du kannst mich so nennen. Verstanden, gnädige Frau, sagte ich, als antwortete ich Major Ilić. Keine gnädige Frau – nur Veronika. Verstanden, Veronika. Noch gut, dass du verstehst, sagte sie.

Ich hatte nicht völlig verstanden, damals noch nicht. Vielleicht hatte sie es auch nicht verstanden. Aber etwas hatte dennoch begonnen. Wir fingen nun an, auch über andere Dinge zu reden, nicht mehr nur über Pferde. Ich erzählte ihr von der Šumadija, ihren weiten grünen Hängen und den Dörfern mit den Holzhäusern, vom Aberglauben und von den Hochzeitsfesten. Von Bauern, die die Saloniki-Front überlebt hatten. Von der Militärakademie. Sie erzählte von Berlin, dort hatte sie zwei Jahre studiert, sie stehe noch in Briefwechsel mit Freundinnen, die ihr über die Theater und Cafés schrieben, über die Boote und das Segeln auf einem See. Sie liebe diese Großstadt, sie sei geräumig und luftig. Das Leben in Ljubljana langweile sie. Alle kennen sich und keiner würde den anderen mögen. Deswegen laufe sie manchmal davon, fahre mit dem Zug ans Meer. Was ihr Leo dazu sagt, erzählte sie nicht. Von ihrer Familie auch nichts, außer von der Mutter, die allein in einer großen Wohnung lebe, seit sie zu Leo gezogen sei. Die Mutter, sie heißt Josipina, sei voller Erinnerungen an das Leben in Rijeka, dort sei ihr Mann gestorben, Veronikas Vater, er habe Peter geheißen, wie unser junger König. Die Mutter habe helles Haar, wie sie, Veronika, obwohl es schon ein wenig ergraut sei. Sie habe gerne getanzt, als sie noch in Rijeka lebte. Man habe sie „Bionda“ gerufen. Eines Tages werde sie sie mir vorstellen, sie glaube, ich werde ihr gefallen.

Zwei Menschen, die so viel Zeit miteinander verbringen, kommen sich näher, vielleicht lernen sie einander auch hassen, zumindest zu Beginn schien es so, es ist jedoch wahrscheinlicher, dass sie sich näherkommen. Wir kamen uns näher. Sehr viel näher.

Jetzt bin ich in Palmanova. Ich sehe mein Gesicht im geklebten Spiegel, Teile meines Gesichts. Für mein Alter bin ich an den Schläfen früh ergraut. Mir fehlt ein Vorderzahn, dieses Loch und die zerschnitt-

tenen Lippen drum herum sind richtig hässlich anzusehen. Es ist ein regelrechtes Wunder, dass ich zum ersten Mal erst kurz vor dem Ende verwundet wurde, irgendwo oberhalb von Idrija, bevor wir uns in die Ebene von Friaul zurückzogen. Bevor wir uns in diesem Gefangenenlager wiederfanden, gestern noch Mitkämpfer Seite an Seite, heute nur noch Gefangene, eine große Menge von zwanzigtausend Soldaten und Offizieren, die gestern noch gekämpft haben und heute um die Baracken und zwischen den Zelten herumlungern. Eine besiegte Armee. Ein militärisches Fiasko. Eine Armee ohne Staat. Mit dem Bild des jungen Königs an der Barackenwand, eines Königs, der nirgends zu sehen war, als wir für sein Reich kämpften, und der jetzt, wo seine Armee in Gefangenschaft ist, mit seinen Hunden in einem Londoner Park spazieren geht. Oder Tee trinkt. Oder sich die Radionachrichten von der neuesten Rede jenes russischen Spions mit dem seltsamen Namen Tito anhört, eines ehemaligen österreichischen Gefreiten, dieses kroatischen Bauernflegels, der in sein königliches Heim in Belgrad, in Dedinje eingezogen ist. Wenn ich am Bild des Königs vorbeigehe, blicke ich zu Boden. Sähe ich ihm in die Augen, müsste ich ihn fragen, wo er war, als wir, seine Soldaten, durch Schlamm und Blut gewatet sind. Sein Großvater, sein Vater, beide waren bei ihrer Armee, als es notwendig war, sie standen mitten im balkanischen Winter in Soldatenmäntel gehüllt zwischen den Kanonen und Pferden. Er ist den ganzen Krieg lang in einem Londoner Park herumspaziert, dort spaziert er auch jetzt noch. Ich kann ihm nicht in die Augen sehen, ohne Wut, ja sogar Verachtung zu fühlen. Lieber blicke ich zu Boden. Manchmal scheint mir, als blickten wir alle zu Boden, alle zwanzigtausend Mann, die wir uns entehrt und erniedrigt in Palmanova wiedergefunden haben. Und nachts auf zu den Sternen. Und können nicht verstehen, was uns widerfahren ist.

Wenn ich nachts zum gestirnten Maihimmel aufsehe, frage ich mich oft, ob auch sie zu diesen Sternen hinaufsieht. Wenn sie noch immer in jener Burg lebt, die ihr Mann gekauft hat, dann blickt sie zum selben Himmel auf, nur gute zweihundert Kilometer von hier entfernt. Für einen Moment überkam es mich wie ein schwarzer Schatten: Was hat ihr so lebendiger Besuch in dieser Nacht zu bedeuten? In meiner Heimat glauben die Leute, dass die Seelen der Toten umherwandern. Ob ihr etwas zugestoßen ist? Es war Krieg. Aber diesen Gedanken verscheuchte ich sofort, sie wird sich schon zurechtgefunden haben, wenn

nicht sie, dann ihr Leo. Der hat sich immer zurechtgefunden. Vielleicht sind sie auch nicht mehr in der Burg, denn die Kommunisten, die jetzt jenseits der Grenze das Sagen haben, mögen Burgherren vermutlich nicht sonderlich, dafür aber ihr Vermögen. Vor einigen Tagen war ich im Nachbarlager, dort sind slowenische Domobranzen untergebracht. Ich erkundigte mich, ob jemand Leo Zarnik kenne, er interessierte mich natürlich nicht, ich wollte herausfinden, was mit ihr war. Ein Offizier meinte, dass er jetzt bestimmt in Kärnten, in Österreich sei. Im Mai hätten sich aus Slowenien eine Menge Leute abgeseilt, Zarnik müsse unter ihnen gewesen sein, er war nicht so dumm, dass er auf die Kommunisten gewartet hätte. Wenn Zarnik, ihr Mann, in Österreich war, dann war sie es bestimmt auch. Das beruhigte mich. Und ihr nächtlicher Besuch konnte ja auch etwas anderes bedeuten – wenn die Seelen der Toten umherirren, warum sollten das nicht auch die Seelen von Lebenden tun? Von denen, die sich sehr nahe gestanden haben und dann getrennt wurden. Vielleicht irrt auch meine Seele dann und wann an ihr Bett, wenn ich in das Gewimmel der Sterne über der Ebene von Friaul blicke und an sie denke, die zu den Sternen über den Alpengipfeln aufblickt. Aus den Fenstern der Burg in Oberkrain, und wenn sie nicht mehr dort ist, dann vielleicht von jenseits der Karawanken.

Ob sie jemals an jene Augusttage denkt, als sie mit ihrem Reitlehrer an der Save entlanggeritten ist?

Wir waren uns in jenem August des Jahres siebenunddreißig sehr viel näher gekommen. An jenem Tag, als sie mich fragte, wie mein Mädchen heiße, waren wir uns eigentlich schon so nahe, dass es zu nichts anderem als zu solcher Nähe führen konnte. Zuerst die Vormittage, später waren wir schon ganze Tage beisammen. Meine Schülerin wurde immer begeisterter. So wie, aber das wollte ich ihr nicht sagen, alle Rekruten begeistert sind, wenn sie feststellen, dass sie beim ersten Ausritt nicht vom Pferderücken gefallen sind und – mehr noch – dass ihr Pferd gehorcht, sogar anhält, wenn sie es ihm befehlen. Richtige Sitz- und Zügelhaltung, Kehrtwendung, Gewichtsverlagerung, jedes neue Element eignete sie sich spielerisch an. Weil sie voller Begeisterung war, stellte sie auch mit Leichtigkeit fest, wie man mit einem Pferd kommuniziert, „Schri-itt“, „Tra-ab“, „Ha-alt“. Nur zum Gebrauch von Sporen und Peitsche war sie schwer zu bringen, die Arbeit mit Hilfsmitteln, erklärte ich ihr, sei jedoch beim Reiten ebenso notwendig wie das Kommunizieren mit Körper und Stimme. Ihr Lord hatte allerdings

die Grundausbildung bereits hinter sich, daher war die Sache umso leichter. Als sie sah, dass er ihr folgte und sie nach einer Übung freundlich und verspielt mit dem Kopf an die Schulter stupste, war sie regelrecht gerührt. Ist das möglich?, fragte sie, er versteht mich wirklich! Ich demonstrierte mit Vranac eine Säbelattacke, bei der ich natürlich keinen Säbel in der Hand hielt, um sie nicht daran zu erinnern, dass er eigentlich zum Töten gedacht ist, und als ich absaß, applaudierte sie. So was, rief sie, ihr zwei seid ja wie ein Wesen! Ganze Tage gehörten uns, wir aßen auch gemeinsam in einem der umliegenden Gasthäuser unter Kastanien zu Mittag. Ihren Mann sah ich manchmal morgens, wenn er sie brachte, am späten Nachmittag wurde sie von ihrem Chauffeur abgeholt, der mit ausdrucksloser Miene irgendwohin in die Berge starrte, wenn wir neben dem Automobil standen und uns beim Auffrischen des Tagesgeschehens, der Übungen und unserer Pferdegespräche nicht trennen konnten.

Daher war ich an jenem Tag, als sie mich fragte, wie mein Mädchen heiße, überhaupt nicht überrascht gewesen. Jelica. Und wie nennst dich Jelica? Stevo. Dann also Stevo. Ich bin Veronika, nicht gnädige Frau, nur Veronika, verstehst du? Na, zum Glück verstehst du. Ich verstand, dass etwas begonnen hatte, was schon die ganze Zeit unausweichlich war. Als wir die Save entlangritten und die Pferde am Waldsaum am Zügel führten. Als wir im Gras saßen und über Pferde sprachen, die einmal klein waren wie Hunde und nun groß sind, klug und freier als der Mensch.

Denn der Mensch ist nicht frei, sagte sie, ich jedenfalls nicht.

Sie stand auf und ging ungeduldig im Gras auf und ab. Und du noch weniger, sagte sie, du bist noch weniger frei dort in deiner Kaserne.

Das war wieder etwas, was ich nicht verstand. Warum sollte der Mensch nicht frei sein? Und warum war sie nicht frei? Und von der Kaserne sprach sie wie von einem Gefängnis. Ich hatte meinen Militärbefehl nie als etwas aufgefasst, das Unfreiheit mit sich bringt. Ich erklärte ihr, was ich aufrichtig dachte und noch heute denke: Innerhalb der Regeln, die es zu respektieren gilt, gibt es meiner Meinung nach genügend Freiheit für einen Menschen, der denkt, liest, sich mit Militärgeschichte beschäftigt und über Wiesen reitet. Sie wurde nachdenklich. Vielleicht stimmt das sogar, sagte sie, wenn man sich ein Maß setzt, das das eigene ist, bei dem man sich wohlfühlt. Aber mir sind die ganze Zeit

über irgendwelche Grenzen gesetzt, irgendwelche unsichtbaren Linien, bis hierher und nicht weiter, dort ist nicht mehr deine Welt. Ich musste daran denken, dass auch meine Welt nicht dort war, wo ihre war. Und ich hörte die Stimme von Major Ilić, der von Offiziersehre redete.

Eines Nachmittags trat sie in eine Welt ein, die nicht mehr die ihre war. In meine Welt. Obwohl ich sagen könnte, in unsere, sie trat in unsere Welt ein. Der Augenblick, als sie den Schritt über die Linie tat, die ihr Leben mit Leo Zarnik vom Leben des Kavallerieoffiziers schied, bedeutete, dass sich alles ändern würde. Das konnten wir nicht wissen, wir wussten überhaupt nichts, denn weder sie noch ich hatten uns damals schon Gedanken über die Zukunft gemacht. Über das Leben in einer Militärwohnung in der Nähe einer Kaserne in Südserbien.

Nach dem Mittagessen ritten wir langsam am Waldrand entlang.

Geht es nicht ein bisschen schneller, sagte sie plötzlich und schnalzte mit der Peitsche über Lords Flanke. Das Pferd unter ihr schüttelte sich, als würde es gerade erwachen, und galoppierte im nächsten Moment los. Sie kam im Sattel hoch und ermunterte es mit ihren Bewegungen schulmäßig zu immer schnellerem Galopp. Ich jagte ihr nach und holte sie auf einer großen Wiese ein. Bewundernd rief ich ihr zu: Du reitest ja wie ein polnischer Ulan. Sie lachte, eine Ulanin, rief sie, eine polnische Ulanin. Sie bog auf einen schattigen Weg ins Waldesinnere ein, ich war besorgt, ein Ast könnte sie vom Pferd stoßen, aber sie beherrschte das Pferd vollkommen, auf einer Waldlichtung beruhigte sie es mit Befehlen und leichtem Tätscheln und sprang geschickt von seinem Rücken.

Wenn du mein Rekrut wärst, sagte ich, wäre ich jetzt stolz auf dich. Und auch auf mich.

Noch vor wenigen Wochen hatte sie sich geärgert, wenn ich die Rekruten erwähnte. Jetzt lachte sie nur.

Das heißt, sagte sie, dass dein Rekrut den Unterricht absolviert hat.

Könnte man sagen, ja. Außer du willst auch noch schießen lernen.

Ich erklärte ihr, dass an diesem Punkt die Rekruten mit Kampfübungen begännen: Schießen während des Reitens, Gebrauch des Säbels, Attacke und Rückzug. Was jedoch unseren Unterricht betreffe, sei dieser zu Ende.

Zu Ende?, fragte sie, beinahe verwundert.

Dann setzten wir uns ins Gras. Ich dachte, sie würde eines ihrer Gespräche über Pferde und Freiheit beginnen, aber an jenem Nachmit-

tag sah sie abwesend in die Ferne, über die Save zu den langen Schat-
ten, die auf den sanften Grashang fielen. Plötzlich legte sie sich in mei-
nen Schoß und sah mir in die Augen. Wenn du erlaubst, sagte sie, als
sie schon in meinem Schoß lag. Als ob ich hier überhaupt eine Erlaub-
nis hätte geben können. Oder sie ihr versagen. Was würde jetzt Jelica
sagen?, fragte sie. Besser wäre, dachte ich, wenn sie fragte, was jetzt
Leo, ihr Mann, sagen würde. Jelica war weit weg, in Valjevo, schon ein
Monat war seit ihrem letzten Brief vergangen, in dem es kein „Ach, wie
bist du so weit weg, wie sehr vermisse ich dich“ mehr gab, sondern nur
noch ein „Ich hoffe, dass es dir in Slowenien gutgeht, ich hoffe auch,
dass du bald befördert wirst und mit zwei Sternen als Hauptmann zu-
rückkommst, dein Vater wird sehr stolz auf dich sein“. Jelica war weit
weg, Veronikas Mann hingegen sehr nahe, schon diesen Abend würde
er vielleicht mit seinem Sportwagen und im weißen Anzug vorfahren,
schon diesen Abend würde er fragen, na, welche Fortschritte macht
denn unsere Reiterin? Streichle mein Haar, befahl sie. Ich weiß, dass du
das möchtest, fügte sie hinzu, als ich für einen Augenblick zögerte. Ich
sah Major Ilić vor mir, Offiziersehre, sagte er, Offiziersehre. Doch die
automatische und unaufhaltbare Bewegung meiner Hand war stärker
als die Ehre eines Offiziers, der auch den devotesten und dümmsten
Rekruten nicht für persönliche Zwecke missbrauchen darf, geschweige
denn eine Schülerin, die ihm anvertraut wurde, geschweige denn eine
verheiratete Frau, die Frau von Major Ilićs Freund, einer der Stützen
der hiesigen Gesellschaft, die unsichtbare Grenzen gezogen hat, wegen
derer sich Veronika gefangen und unfrei fühlte.

Zum Glück kam er an diesem Abend nicht. Das, was geschehen
war, hätte sich unmöglich verbergen lassen. Wir waren wie benommen
von diesem Nachmittag und auch verändert. Selbst dem Chauffeur, der
an der offenen Wagentür auf der Stelle trat und auf einen unbekanntem
Punkt in den Bergen starrte, während wir uns lange verabschiedeten,
musste klar sein, was los war. Als sie endlich abfuhr, winkte sie mir
mit einem weißen Tuch, das sie dann in der Kurve, bevor sie ver-
schwanden, aus der Hand fahren ließ. Ich lief die staubige Straße hin-
unter und hob es auf.

Den Unterricht verlängerten wir ohne besondere Abmachung. Wir
hatten zwei Wochen für wundervolle herbstliche Ausritte – und für
uns. Zwei Wochen im September, wenn im Umland von Ljubljana bis
spät in den Vormittag hinein die Nebelschwaden kriechen und über sie

die Bäume mit ihren fahlen Blättern hinausragen. Als Vranac und Lord auf den Waldlichtungen Atemwolken schnaubten, durch das abgefallene Laub stapften und mit den Hufen über aufgeweichte Wege platschten. Oder in der Mittagssonne, die dort gegen elf den weißen Nebel auseinandertreibt, an einen Baum gebunden zufrieden nickten, während wir im Waldmoos lagen, sie würde sagen, frei, so frei, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt. Wenigstens an diesem Ende der Welt.

Denn in kaum erahnter Ferne begannen sich schon die Wolken des herannahenden Sturms aufzutürmen, in Deutschland gab es Aufmärsche und Kundgebungen, in Italien wurden slowenische Patrioten von Sondergerichten verurteilt, beim Morgenappell in der Kaserne hörte ich, dass die königliche Armee große Herbstmanöver vorbereitete, die beweisen sollten, dass man auf alles vorbereitet war. Wenn nicht geschehen wäre, was zwischen Veronika und mir geschehen war, wäre ich beunruhigt gewesen, meine Schwadron hätte beschleunigt exerziert, bei der Nachricht von den Manövern hätte mein Herz schneller geschlagen, denn das ist die Zeit, wo ein Offizier meines Schlages – jeder gute Offizier – alles zeigt, was er kann. Dass er für alles bereit ist. Die Möglichkeit einer Beförderung ist ein Nebeneffekt, darüber spricht man, wenn die Manöver beendet sind, bei den Vorbereitungen auf den Feldzug denkt niemand daran, die Sache für sich genommen ist aufregend genug. Nun interessierte mich all das plötzlich nicht mehr. Mein Herz schlug schneller, wenn ich nach Štepanja vas kam, mein Herz schlug schneller, weil es wusste, dass es noch schneller schlagen würde, wenn sie da war, und sich beruhigen würde, wenn wir die ersten Worte wechselten. Sich in der Gewissheit beruhigen, dass wir wieder allein waren, nur wir beide, frei, mit unserem Geheimnis. Ich weiß nicht, wie sie das machte, oder ob es nur ein glücklicher Zufall war: In jenen zwei Wochen sah ich ihren Mann überhaupt nicht, morgens wurde sie vom Chauffeur gebracht; gegen Abend, manchmal schon im Dunkeln, wartete er geduldig, dass wir von irgendwo auftauchten. Jetzt brachte er auch mich nach Hause, zuerst lud er mich ab, der ich in Polje in der kleinen Wohnung eines einstöckigen Hauses wohnte, danach fuhr er sie ins Stadtzentrum. Und ertrug das lange Abschiednehmen. Und ich weiß auch nicht, wie sie es erreichte, dass dieser Mensch schwieg.

Eines späten Abends, es war schon fast Nacht, sagte sie während der Fahrt, dass sie sehen wolle, wo ich wohne. Ich war verlegen. Meine

Wohnung war bescheiden, ein Zimmer und eine kleine Küche, die Toilette war auf dem Gang. Da gab es noch andere Offizierswohnungen, die Türen zum langen, feuchten Gang gingen oft auf, jedes Mal, wenn ich kam oder ging, sah der Kopf eines Offiziers, einer Frau oder eines Kindes zur Tür heraus. Dieser Gang war so ein Raum für Geselligkeit, für eine Begrüßung oder einen Schwatz, wir kamen gern zusammen, niemand hatte besondere Geheimnisse. Drei von uns waren Junggesellen, zwei Fähnriche wohnten da mit ihren Frauen und einem Haufen Kinder. Ich war nicht begeistert davon, dass Veronika meine Junggesellen- und Soldatenbehausung besichtigen wollte und dass die Türen zum Gang oder die Fenster in den Hof aufgingen und uns neugierige und zugleich vertraulich wissende und vielsagende Blicke begleiteten. Ich wusste, dass man in der Kaserne schon morgen über meinen weiblichen Besuch sprechen würde. Aber sie bestand darauf. Und ging erst gegen Mitternacht. Später einmal fragte ich sie, wie sie es erreicht habe, dass Lojze, so hieß der Chauffeur, nicht ausplauderte, was vor sich ging. Er hätte immerhin seine Stelle verlieren können, ob sie ihn vielleicht bestochen habe? So etwas tue ich nicht, wies sie mich beleidigt zurecht, dann lachte sie: Das ist mein Charme. Es war mehr als Charme. Sie hatte etwas, weswegen man sie gern hatte, der Chauffeur, die beiden Pferde und der junge Kavallerieleutnant, dem von ihrer Gegenwart, ihrem hellen Haar, ihrem Lachen und ihren Berührungen und Küssen der Kopf schwindelte, dass er die Kaserne, seine Schwadron und die Manöver vergaß, die Offiziere, mit denen er zusammenwohnte, und die Offiziersehre, von der Major Ilić gesprochen hatte.

Vermutlich hatten auch dieser Alligator und Leo, ihr Mann, sie gern.

In diesen zwei Wochen sah ich ihn nicht, aber das hieß nicht, dass er nicht existierte. Und wenn im September siebenunddreißig für uns nichts anderes existierte, es gab nur uns beide und unsere Pferde, hieß das noch lange nicht, dass die Welt um uns herum nicht existierte. Oder dass wir darin unsichtbar waren. In jenem schönen Kastaniengarten, wo wir zu Mittag aßen, waren wir schon ein recht bekanntes Paar. Natürlich wäre nichts dabei gewesen, wenn ein Reitlehrer und seine Schülerin nach dem vormittäglichen Ausritt gemeinsam zu Mittag essen, wenn Veronika nicht mit solcher Freude die unsichtbare Linie überschritten hätte, von der sie manchmal sprach. Vor dem Kellner, der an unserem Tisch stand und auf die Bestellung wartete, sagte sie laut,

ohne von ihm Notiz zu nehmen: Mein Mann ist sehr eifersüchtig und hat immer ein Jagdgewehr auf dem Rücksitz mit dabei.

Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, wie der Kellner erstarrte. Ich wollte ihr ein Zeichen machen, dass wir nicht allein seien. Sie aber rief mit noch größerer Freude aus: Herr Leutnant! Sie würden ihn zuerst erschießen, bevor er uns erschießt, nicht wahr?

Der Kellner ging eilig weg, um bei dem verfänglichen Gespräch nicht anwesend zu sein oder damit man ihn nicht eines Tages als Zeuge vor Gericht laden würde, während Veronika noch immer übermütig lachte. Guter Scherz, sagte sie, der arme Kellner ist völlig erstarrt. Und du auch, Herr Leutnant. Was für ein Soldat bist du, dass du Angst vor einem Jagdgewehr hast!

Ich hatte keine Angst vor dem Jagdgewehr, ich hatte Angst um sie. Der ganze Gastgarten gaffte uns an, als sie sagte, sie würde meine Haare ein wenig zerrauen, und zu mir sprang und dabei das Weinglas umstieß. Gnädige Frau, sagte der Kellner, der mit Servietten angelaufen kam, das kann jedem passieren. So eine zerzauste Frisur steht ihm besser, nicht wahr?, fragte sie den Kellner, der offensichtlich wieder verlegen war und nervös den Tisch wischte, während sie in meinen Haaren wühlte. Ich saß da wie eine Holzstatue und fühlte die Blicke der anständigen Laibacher Bürger in meinem Rücken, sah die Lippen der verehrten Laibacher Fräulein und Herren, die über den Skandal tuschelten, der hier vor sich ging, vor aller Augen. Ich hatte Angst um sie, weil ich wusste, dass es kein gutes Ende nehmen konnte. Und das tat es auch nicht.

An diesem Abend sagte ich ihr auf der Fahrt zu mir nach Hause, dass es nicht so weitergehen könne. Ihr Mann, ihre ganze Familie werde bald erfahren, was zwischen uns sei, wenn sie sich so benehme.

Und wie benehme ich mich?, fragte sie zornig.

Ich schwieg. Wenn sie es selber nicht verstand, die geehrte Dame aus der vornehmen Laibacher Gesellschaft, wie sollte ich ihr das erklären, ein Offizier aus Valjevo, wo wir Zwetschken züchten und uns mit Zwetschkenschnaps begießen, wie ihr ehrwürdiger Gatte meint. Ach ja, sagte sie, du denkst, dass wir uns verstecken müssten? Vor wem? Ich schwieg, schließlich waren wir nicht allein, ihr Chauffeur Lojze hatte die Maske eines vertrottelten Menschen aufgesetzt, der nichts weiß und nichts hört, er sah auf die Straße vor sich, hupte einem Pferdegespann, und doch war er da. Du brauchst keine Angst zu haben, fuhr Veronika

fort, er wird dich nicht erschießen. Leo ist überhaupt nicht eifersüchtig. Ich war schlechter Laune, ich wollte nichts über ihren Mann und ihre Beziehung wissen, was interessiert mich, ob er eifersüchtig ist oder nicht. Als das Auto vor dem Haus hielt, in dem ich wohnte, stieg sie zusammen mit mir aus. Sie trug dem Chauffeur etwas auf und er zuckte mit den Schultern und fuhr davon. Wenn du dich verstecken willst, dann tun wir das, sagte sie. Ich werde bei dir übernachten. Wir standen am Rand der Straße, und mir schien, als stünde ich am Rand eines Abgrunds.

Wie jetzt, wo ich mein unrasiertes Gesicht im Spiegel sehe und mitten in dieser schwülen Ebene von Friaul tatsächlich am Boden eines Abgrunds bin. Alle zusammen sind mit unseren Fahnen und Pferden, Eiden und Kanonen, mit unserer Ehre und unseren Maschinengewehren abgestürzt auf den Boden der Niederlage, so wie vor einem Monat der Politiker Ljotić samt seinem Automobil abgestürzt ist durch ein Loch, das eine Fliegerbombe in eine Brücke gerissen hatte. Nur weil sein Chauffeur mit seinen vielen Dioptrien das Loch nicht gesehen hat. Abgestürzt und sein Leben ausgehaucht in einer Schlucht, in einem slowenischen Bach, fern von Belgrad, fern vom König, der ohnehin in London war, ausgehaucht mit dem Gedanken, dass er zusammen mit den Engländern in Kürze siegreich in seine Heimat zurückkehren werde. Er wird nicht zurückkehren, auch wir werden es nicht, den Teufel werden wir. Jetzt ist die Geschichte an ihr Ende gelangt. Auch die Geschichte meines Lebens. Die Trompete ruft zum Appell, ich habe aber nicht die geringste Lust, mich von der Stelle zu rühren. Ich höre mehrere Soldaten, die laufen, und verstehe sie kaum noch. Was für einen Sinn hat das alles zusammen noch, das Hissen der Fahne und dann das sinnlose Marschieren und Singen, damit der Geist der militärischen Disziplin erhalten bleibt. *Es marschierte, es marschierte König Peters Garde.* Damit die Leute nicht etwa denken, sie seien besiegt, sie seien gefangen, es gebe einen Weg zurück. Jenen Leutnant Stevan Radovanović, der einer der diszipliniertesten Offiziere in der Einheit von Major Ilić war, gibt es nicht mehr. Jegliches Exerzieren, das Salutieren, der Fahnenappell, all das ist mir fremd geworden. Nonsens, liebe Veronika, du hättest Nonsens gesagt. Nach allem, was ich in Bosnien, in der Lika und in den slowenischen Bergen kurz vor Kriegsende gesehen habe, ist dieses Exerzieren purer Nonsens. Das blutverschmierte Gesicht meines Freundes, dem der Schaum auf den Lippen brodelte

und der sagte, „schieß auf diesen verdammten Krieg“, bevor er sein Leben aushauchte. Auch er, Čedo, ist einmal ein Offizier gewesen, der mit gewichsten Stiefeln durch Maribor spaziert ist. Auch er hat *es marschierte, es marschierte* gesungen, wir beide haben es gesungen. Wer einen Freund sieht, der stirbt und dem der Schaum aus dem Mund tritt wie einem Pferd nach langem Ritt, der denkt nicht mehr an Singen und Fahnenappell. Ein Fahnenappell im Lager für geschlagene, besiegte Kriegsgefangene. Er, Čedo, brauchte diese Demütigung wenigstens nicht mehr zu erleben.

Durch das Lager gehen englische Offiziere, angeblich kommen wir vor irgendwelche Kommissionen, die feststellen werden, wer mit den Deutschen kollaboriert hat und an wessen Händen Blut klebt. *Es marschierte, es marschierte ...* was für ein Blödsinn, wem klebt denn nach vier Jahren Krieg kein Blut an den Händen? ... *König Peters Garde*. Warum fragen sie nicht diesen Gefreiten in Marschalluniform, diesen Josip Broz, wenn er überhaupt so heißt, diesen Kommunisten, der die ganze Sache angefangen hat und der den Unsrigen in Serbien, der General Draža in den Rücken gefallen ist? Noch gestern haben sie ihn, Draža Mihajlović, unseren Čiča, der die französische Militärakademie absolviert hat, der sich als Erster mit den Deutschen geschlagen hat, haben ihn die ihm so teuren Engländer als den größten europäischen Guerilla gefeiert und die Amerikaner seine Bilder auf den Titelseiten ihrer Zeitungen veröffentlicht. Warum fragen sie nicht diesen lächerlichen Tito, der sich selbst den Titel eines Marschalls verliehen hat, in Wirklichkeit aber ein österreichischer Gefreiter ist, ob an seinen Händen Blut klebt? Vor wenigen Tagen hat er in Ljubljana vor einer großen Menschenmenge eine Rede gehalten. Unsere Kuriere, die aus Jugoslawien kommen, berichten, dass sie die Menschen zusammentreiben mussten, weil sie dort alle gegen die Kommunisten seien und bald einen Aufstand machen würden. Dann kommt unsere Stunde, sagen die Unsrigen. Darauf müssen wir jeden Augenblick vorbereitet sein: Wenn die Trompete ruft, heißt es zur Fahne.

Und ich, statt zum Appellplatz zu gehen und den Fahnen salut mitzumachen, denke darüber nach, ob ich mich überhaupt rasieren soll. Diese Stoppeln in meinem Gesicht, diese frühen grauen Haare an den Schläfen, das Loch in der oberen Zahnreihe, all das gehört zu mir und entspricht in allen Einzelheiten meinem Gemütszustand. Anstatt anschließend mit meinen ehemaligen Mitkämpfern den ganzen Tag über

Möglichkeiten zu palavern, nach Jugoslawien zurückzugehen, denke ich an die schönsten Tage meines Lebens mit der Frau, die mich in dieser Nacht nach sieben Jahren wieder besucht hat.

Schon nach jener Nacht, die sie bei mir schlief, wenn man das schlafen nennen darf, in meiner Wohnung, und ich sie dann am Morgen zur ersten Straßenbahnhaltestelle begleitete, wusste ich, dass es solche Tage, wie sie hinter uns lagen, nicht mehr geben würde. Es war Sonntag, und es gab kein Reiten, der Sonntag war ihrem sonntäglichen Mittagessen und sonntagnachmittäglichen Geselligkeiten gewidmet, aber Veronika kam weder am Montag noch am darauffolgenden Dienstag in die Manege. Und da tat sich in meinem Leben ein solches Loch auf, eine so dunkle Höhle in meiner Brust, dass ich sie nicht mit einem langen und einsamen Ausritt stopfen und sie auch nicht begießen und alles zusammen im Sliwowitz, im Wein und allem, was zur Hand war, ertränken konnte. Erst jetzt wurde mir bewusst, was geschehen war, wie dumm meine Bemerkungen über ihr Benehmen gewesen waren, diese Frau liebte mich und ich konnte nicht ohne sie sein. Jetzt fühlte ich, dass es mir völlig egal war, wer was sagen, tuscheln, wer wie schauen und wohin das alles führen würde, ich scheiße auf die Offizierschere, sagte ich mir, es war mir egal, in meinem Leben gähnte ohne sie ein großes Loch, ich wollte sie wiederhaben, ihr helles Haar, ihre Lippen, ihren Körper, ich wollte ihre Stimme hören und über ihre frotzelnden Bemerkungen lachen und es war mir egal, wie die Folgen aussehen mochten. Wie es ihr schon viel früher gegangen war, weil sie es auch viel früher verstanden hatte, was uns zugestoßen war. Ich verstand das erst, als sie einige Tage nicht kam.

Deshalb war es mir auch egal, als am Mittwoch auf dem Reitplatz, wohin ich noch immer ging, ihr Mann erschien. Er war in Jagdmontur. Ich habe in der Kaserne angerufen, sagte er, und Major Ilić hat mir gesagt, dass Sie hier sein müssten. Er sah mich eine Zeitlang an, als ob er von mir eine Erklärung erwartete. Offenbar weiß der Major noch nicht, sagte er nach einiger Zeit und schwieg wieder kurz, dass Sie den Reitunterricht beendet haben. Mir war nicht klar, ob er etwas wusste oder nicht, und es war mir auch egal. Ich log, dass noch eine Woche fehle, ich wollte sie sehen, zumindest noch einmal, Frau Veronika sei vermutlich erkrankt? Der kaltblütige Dandy durchbohrte mich mit seinen hellen Augen, warum besuchen Sie sie nicht, wenn Sie glauben, dass sie erkrankt ist? Das würde ich mir nicht erlauben, sagte ich, ich

bin nur ihr Reitlehrer. Ich fühlte mich erbärmlich bei dem Gedanken, dass er mich jetzt als kleinen Betrüger und Lügner ansah, aber was hätte ich tun sollen? Sie könnten sie anrufen, sagte er, sie würde sich bestimmt freuen. Ich sagte, dass ich mich bemühen werde, ich würde sie aus dem Büro in der Kaserne anrufen. Ich werde jetzt nämlich in die Kaserne zurückkehren und melden, dass der Reitunterricht mit der Frau Gemahlin, wenn ich recht verstehe, abgeschlossen ist. Sie verstehen richtig, sagte er. Angeblich reitet sie hervorragend, sie selbst sagt, sie reite wie ein polnischer Ulan, es tut mir leid, dass ich das nicht gesehen habe. Er lachte, kaltblütig. Sie wird noch einige Tage darniederliegen, sagte er, dann reisen wir ab ans Meer. Schon lange wünscht sie sich, die Septembertage in Dalmatien zu verbringen, dann ist es dort unten angeblich am schönsten. Ich hoffte, dass er nicht sah, wie mir die Hände zitterten. Wie mein Herz dort drinnen in der Brust hämmerte, das konnte er nicht hören.

Also Schluss, dachte ich, aus und vorbei.

Wenn ich mich nicht irre, sagte und lächelte Leo Zarnik, Veronikas Mann, Herr über ihre Seele, Aufseher über ihre Gesundheit, Besitzer ihres Körpers, wenn ich mich nicht irre, sagte er, habe ich Sie einmal zum Schießen eingeladen. Er hatte mich wirklich einmal eingeladen, ich dachte, er hätte es vergessen. Ich bin gerade auf dem Weg zum Schießplatz, sagte er, wollen Sie mir Gesellschaft leisten? Ich wollte diese eigenartige Einladung sofort ausschlagen, ich erinnerte mich an Veronikas Scherze, er würde uns beide erschießen. Ich hasste sein Lächeln, sein Auto, seine Jagdkleidung, seine zurückgekämmten Haare, ich hätte am liebsten jenes Gewehr vom Rücksitz genommen und ihm dort neben seinem Auto eine Kugel in die hohe Stirn unter den geleckten hellen Haaren gejagt. In die Kaserne werden Sie jetzt nicht zurückkehren, sagte er mit einem Lächeln, Reiten gibt es nicht, also können wir schießen gehen.

Wir gingen schießen. Auf dem Schießplatz waren noch andere Leute in Jagdkluft, Veronikas Mann stellte mich allen der Reihe nach vor. Etwas abseits stand ein Tisch, auf dem die Kellner Aufschnitt und Wein bereitstellten. Wir werden danach auf den erfolgreichen Abschluss des Unterrichts anstoßen, sagte er. Und jetzt an die Arbeit. Als wir anfangen, wurde mir klar, dass er spielte. Er lächelte noch immer, aber seine Hände zitterten, und er schoss fünfmal hintereinander daneben. Ich war auch nicht besser. Aber ich wurde ruhiger, nun wusste ich,

woran ich war. Diesem Dandy ist alles klar, er wird versuchen, mich auf schöne Art und Weise loszuwerden. Offenbar hatte auch Veronika mit mir abgeschlossen. Als wir die Gläser hoben, sagte er: Übrigens höre ich, dass Sie versetzt werden. Ich stellte mein Glas ab: Wo haben Sie das gehört? Du Schwein, dachte ich und konnte mich kaum zurückhalten, um nicht zu sagen, was ich hätte sagen sollen: Du verdammter reicher Arsch, das hast du dir gut ausgedacht. Ich hätte ihn dort auf dem Schießplatz in Ljubljana abknallen müssen. Aber solche Menschen, wie er einer ist, erschießt niemand, denen passiert nichts, die haben immer ein Lächeln im Gesicht. Der Dandy lächelte: Major Ilić ist ein guter Freund von mir, er hat es mir gesagt. Ich drehte mich um und ging. Herr Leutnant, rief er hinter mir her, vergessen Sie nicht anzurufen.

Ich vergaß es nicht. Ich ging direkt in die Kaserne, meldete mich zum Rapport und drehte, während ich in der Schreibstube darauf wartete, dass mich Ilić anrief, die Wählscheibe. Eine Frauenstimme sagte, ich könne nicht mit Veronika sprechen, sie sei krank. Als ich darauf bestand, sagte die Stimme, ich könne mit ihrer Mutter sprechen, Frau Josipina, die auf Besuch hier sei. Ich legte den Hörer auf, ging vom Fenster zur Tür und zurück, dann knallte ich die Tür zu und ging den Gang hinunter vor das Büro von Kommandeur Ilić. Er ließ mich lange warten. Er saß am Tisch und sah mich nicht einmal an, als ich die Hacken zusammenschlug und sagte, ich melde mich zum Rapport. Er war dabei, irgendwelche Papiere zu unterschreiben und schob eines davon über den Tisch mir zu. Wenn du dich nicht gemeldet hättest, hätte ich dich rufen lassen, sagte er. Du wirst versetzt. Nach Vranje. An die bulgarische Grenze. Weiter weg von Ljubljana hätte er mich nicht schicken können. Ich nahm das Blatt Papier. Genau das wollte ich fragen, sagte ich: Wohin werden Sie mich schicken? Also weißt du es, sagte er. Ich weiß es, sagte ich, deshalb habe ich mich zum Rapport gemeldet. Wolltest du mich überreden, dich in Ljubljana zu lassen? Ich dachte, dass ich das vielleicht wirklich gewollt hatte und dass das genau genommen jämmerlich war. Ein jämmerliches Betteln, in der Nähe der Frau bleiben zu dürfen, der ich das Reiten beigebracht hatte. Das wollte ich ..., sagte ich ... nur das sagte ich. Als ich dir diese Aufgabe anvertraut habe ..., sagte er leise. Er fuhr nicht fort. Vielleicht wollte er etwas über Offiziersehre sagen. Und ich hatte sagen wollen, was ich nicht gesagt habe, dass ich auf die Offiziersehre, wie er sie versteht, scheiße, dass

sich Offizierschrei auf dem Schlachtfeld erweist, wo man auch sterben kann, dort erweist sich die Offizierschrei. Doch ich habe es nicht gesagt. Er wollte bestimmt sagen, dass ich nichts anderes verdiene, als dass er mich degradiert und zu den Infanteristen schickt, wo ich Staub fressen und nass durch den Schlamm waten werde. Die Kavallerie spuckt auf die Infanterie hinunter. Aber auch er sagte es nicht. Melde dich in drei Tagen bei der Feldpost, sagte er, die Nummer steht da aufgeschrieben. Ich trat von einem Bein aufs andere: Ich wüsste gern, was das bedeutet, das war alles, was ich sagte. Ich habe nicht „rühren!“ gesagt, sagte der Major, ohne mich anzusehen. Ich schlug wieder die Hacken zusammen.

Du kannst gehen, sagte er, ich will dich nicht mehr sehen.

Und ich ging. Danach haben wir uns nur noch ein Mal wiedergesehen. Damals, als es losging. Kurz vor dem Überfall auf Jugoslawien im April. Später hörte ich, dass er seine Einheit einem deutschen Panzerregiment bei Dravograd übergeben habe. Er wurde in Gefangenschaft gebracht, wo er versöhnt mit seiner Offizierschrei den Krieg vermutlich in Ruhe überlebt hat. Während ich meine und seine Offizierschrei im blutigen Bosnien und in der Lika und bis zum letzten Tag in den slowenischen Bergen verteidigt habe. Ich hätte schon damals wissen können, dass er ein Feigling war, wäre er keiner gewesen, hätte er nicht auf einen gewissen Herrn aus Ljubljana gehört, er hätte mich gefragt, was passiert sei. Das hat ihn nicht interessiert, ihn interessierte nicht, was passiert war und was ich dachte, du kannst gehen, sagte er, er hob nicht einmal den Blick, als ich salutierte und zur Tür hinausging.

Als ich auf den Gang hinaustrat, kam der Kurier angelaufen: Sie haben einen Anruf in der Offiziersbereitschaft. Es war Veronika. Was geht da vor sich? Nichts, sagte ich, bist du nicht am Meer? Welches Meer? Ich liege mit vierzig Grad Fieber im Bett. Sie sagte, dass das einer Frau passiere, wenn sie im September auf Waldmoos liege. Sie versuchte zu lachen, wurde aber von einem starken Husten unterbrochen. Unter Husten sagte sie: Leo sagt, dass du versetzt wirst. Ja, sagte ich, an die bulgarische Grenze. Ich konnte ihr Atmen hören. Das ist nicht wahr, sagte sie nach einer Zeit. Es ist wahr, sagte ich. Ich konnte nicht mehr sprechen. Entschuldige, sagte ich und legte den Hörer auf. Alle, die im Zimmer waren, sahen mich an, ich hatte das Gefühl, voller Spott. Es war mir egal. Ich ging in mein Büro, um meine Sachen zu packen, aber es kam immer jemand Neuer herein. Um den Offizier zu

sehen, den man strafversetzt hatte. Ich beschloss, das am Abend zu machen, wenn niemand da war, während der Nachtbereitschaft. Ja, Ilić hatte nicht vergessen, mir zum Abschied von Ljubljana noch den Nachtdienst aufzubrummen. Ich ging, um Vranac zu holen und ihn in die Kaserne zurückzubringen. Im Stall standen beide, Lord und er, und sahen mich verwundert an. Schon seit Sonntag hatte sie niemand gestriegelt und gesattelt. Es schnürte mir die Kehle zu, als Lord so allein dastand und zur Tür sah, durch die sein Freund und Lehrer nie mehr zurückkommen würde. Es ist aus, adieu, Ljubljana, leb wohl, Veronika, seid mir gegrüßt, Berge des Balkans, Vranje und Morava.

Was hatte ich mir denn vorgestellt? Dass es einfach so weitergehen würde? Bestimmt war die unschuldige Romanze, ohne dass wir beide davon wussten, nach außen gedrungen und zu einer Familienaffäre geworden. Bestimmt hatte man sorgsam darauf geachtet, dass es sich nicht zu sehr herumsprach; der Dandy benahm sich, als ob nichts wäre, obwohl alles war, einfach alles. Und obwohl die Angelegenheit, die sich von einer familiären zu einer gesellschaftlichen Affäre auswachsen könnte, zweifellos die ganze Familie Veronikas und Leos, ihre Freunde, alle, die davon erfahren hatten, erschüttert hatte: Ist das überhaupt möglich? Ilić hatte gesagt, dass diese Leute *unvorstellbar* reich seien. Daher war es auch völlig *unvorstellbar*, dass sich Veronika mit einem Kavallerieoffizier verbandelt hatte, dazu noch aus Valjevo, wo Zwetschken angebaut werden, wie ihr Mann nie zu erwähnen vergaß. Eine verheiratete Frau. In einem katholischen Land. Gebildet und bestens erzogen. Wenn auch mit so mancher Schrulle, die ihr allerdings prompt verziehen wurde. Wie zum Beispiel dieser Alligator, der dann ihren Mann in der Badewanne gebissen hat, wohin nur? Hat er damals auch gelächelt, als ihn der Alligator in den Arsch biss? Dass das Tier dann getötet und ausgestopft werden musste? An mich werden so viele Erinnerungen bleiben wie an diesen Alligator. Und auch Veronika wird eines Tages sagen, wie sie es vom Alligator gesagt hat: Er musste weg. Ach, wird sie sagen und lächeln, dieser Leutnant? Leo hat ihn an die bulgarische Grenze geschickt.

Ich irrte mich. Ich kannte sie schlecht. Auch ihr Mann und ihre Verwandten kannten sie schlecht. Wir hatten uns schon alle mit meinem Weggang abgefunden, Ilić hatte ein Papier unterschrieben und mir über den Tisch zugeschoben, Leo war erleichtert, er traf wieder die Scheibe, ihre Mutter, alle in ihrer Familie atmeten auf, mir blieb über-

haupt keine andere Möglichkeit, als mich damit abzufinden. Aber nicht sie, nicht Veronika. Als ich am Abend in der Kaserne mein Militärzeug aufräumte, klingelte das Telefon: Am Tor warte eine Frau auf mich. Sie saß dort in der Wachstube, an der Tür drängte sich eine Gruppe diensthabender Soldaten, die die junge Frau hungrig ansahen, auf ihre Knie starrten, es störte sie überhaupt nicht, dass sie in ein Taschentuch hustete, das sie sich vor den Mund hielt. Als ich kam, verzogen sie sich, denn ich sah sie an wie ein Alligator. Ich setzte mich zu ihr. Ich sah, dass ihre Haare an der Stirn klebten, sie glühte vor Fieber.

Du wirst doch nicht gehen, sagte sie.

Es sah so aus, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. Ich komme zurück, sagte ich. Sie schaute mich verwundert an: Warum lügst du? Du weißt nur zu gut, dass du niemals zurückkehren wirst. Ich antwortete nicht. Wir saßen in der Wachstube beim Kasernentor, in einer Geruchswolke aus Soldatenschweiß, Leder und durchgeschwitzten zottigen Uniformen und alle Augenblicke steckte ein Rekrut seinen kahl rasierten Kopf herein. Ich knallte die Tür zu, aber das half nichts, nach kurzer Zeit klopfte wieder jemand mit einer blöden Ausrede, einer der Köpfe tauchte sogar am Fenster auf. Lass sie, flüsterte sie beinahe, ist ja nicht wichtig. Ich werde mich an Soldaten gewöhnen müssen, sagte sie und lächelte kurz, seltsam. Ich begann mich zu entschuldigen, dass wir nicht woanders reden könnten, aber heute Nacht hätte ich Dienst ...

Hast du nicht verstanden?, unterbrach sie mich. Ich gehe mit dir mit.

Ich wurde von einer Welle plötzlichen Glücks überflutet, aber auch der Angst, wie später oft vor einem Gefecht oder beim Warten auf die feindliche Kolonne im Hinterhalt. Wie? Du wirst doch überwacht. Sie sah mich an und begann zu lachen, bis ihr Lachen wieder von ihrem Husten erstickt wurde.

Ich?, fragte sie, kannst du dir vorstellen, dass mich jemand überwachen könnte?

Nein, Veronika konnte man nicht überwachen. Und wenn sie sich für etwas entschieden hatte, war es nicht möglich, das zu widerrufen. Wenn sie sich entschieden hatte, mit dem Zug nach Sušak zu fahren, fuhr sie eben. Wenn sie statt eines Hundes oder einer Siamkatze einen Alligator haben wollte, hatte sie einen Alligator. Und wenn sie einen Kavallerieleutnant haben wollte, ihren Reitlehrer, hatte sie ihn.

Zu Hause ließ sie einen Brief und fuhr mit dem Zug nach Zagreb, wo sie auf dem Bahnhof auf mich wartete. Was in diesem Brief stand,

habe ich nie erfahren. Jedenfalls unternahm ihr Mann nichts, um es zu verhindern. Allerdings: Was auch immer er bis dahin getan hatte, es hatte sich gegen ihn gewendet. Er hatte sie mit ihrem Reitlehrer, ihrem zukünftigen Liebhaber, bekannt gemacht. Als er erkannte, was passiert war, versuchte er, ihn zu loszuwerden, trieb sie aber genau damit mir direkt in die Arme. Ich denke, er wird nicht nach mir suchen, hatte sie gesagt, war aber doch schon mit dem Vormittagszug gefahren, sie würde in Zagreb auf dem Bahnhof auf mich warten, dann würden wir gemeinsam den Weg nach Belgrad und weiter, tief in den Süden, fortsetzen. Damit es auf dem Laibacher Bahnhof nicht zu einer Überraschung kommt, hatte sie gesagt. Ich konnte damals nicht an den eleganten Herrn denken, der uns eine Überraschung hätte bereiten können, mich kümmerte auch sein Leid beim Verlust seiner Frau herzlich wenig, der er es in allem hatte recht machen wollen, so sehr, dass sie ihm am Ende weglief. Damals dachte ich an nichts anderes als daran, dass sich diese junge und intelligente und schöne Frau entschieden hatte, mit mir mitzugehen. Nach Vranje. Sie wusste nicht, wo das ist. Tief im Süden Serbiens, dort beginnt fast schon die Türkei. Die Frauen tragen dort noch Pluderhosen, die Musliminnen, die Serbinnen nicht. Aber auch orthodoxe Frauen dürfen ohne Begleitung nicht aus dem Haus. Ich werde ja überhaupt nicht aus dem Haus gehen, sagte sie, ich werde die ganze Zeit mit dir zusammen sein, lachte sie, hauptsächlich im Bett. Und wenn du im Dienst bist, werde ich für dich kochen. Ich werde lernen, Pasulj zu kochen, serbische Bohnensuppe, und Sliwowitz zu trinken. Unter Husten lachte sie fröhlich. Vranje, sagte sie verträumt, wie schön das klingt. Wie Vranac.

Als ich mit dem Nachmittagszug am Zagreber Bahnhof ankam, sah ich sie auf dem Bahnsteig. Sie saß mit übergeschlagenen Beinen auf einem großen Koffer und rauchte. Obwohl ich benommen war vor Glück oder aufgrund all der Ereignisse, die sich in den letzten Tagen so schnell zugetragen hatten, konnte ich nicht anders, als sie zu ermahnen. Du kannst dich nicht so benehmen, sagte ich, was werden die Leute von dir denken? Sie sah mich verwundert an. Auf dem Bahnhof, versuchte ich ihr zu erklären, tummeln sich Frauen der besonderen Art. Der besonderen Art?, fragte sie verwundert.

Das bin ich doch, sagte sie, eine Frau der besonderen Art.

Sie verstand nicht, warum sie auf dem Zagreber Bahnhof nicht auf einem Koffer sitzen dürfe, mit übergeschlagenen Beinen und einer

Zigarette in der Hand. Das erste Missverständnis gab es, noch bevor wir überhaupt im Zug saßen. Weitere folgten schon wenige Tage später, als ich mich in der Kaserne in Vranje meldete und wir beide total gerädert und zerknautscht von der langen Reise und den Zügen, die wohl nicht ihrer Vorstellung von einer romantischen Reise in den Süden entsprachen, in eine kleine Wohnung am Rand einer Zigeunersiedlung zogen. In Vranje wohnen auf der einen Seite der Stadt die serbischen Bürger, jenseits des ziemlich verschmutzten kleinen Flusses, in den die Abwässer der Stadt geleitet werden, erstreckt sich oberhalb des einstigen türkischen Bades zu beiden Seiten der Straße, die einen leichten Hang hinaufführt, eine große Zigeunersiedlung, die Cigan-Mahala. Für die Bewohner von Vranje ist das Flüsschen unterhalb des türkischen Bades eine unsichtbare Grenze, die außer von Gendarmen und Schiebern von niemandem überschritten wird. Die Zigeuner gehen auf die serbische Seite, um irgendwelche Arbeiten zu verrichten, meistens als Musikanten. Und Veronika, der natürlich nicht in den Sinn kam, allein zu Hause zu bleiben, kam auch nicht in den Sinn, die Grenze des verbotenen Gebiets nicht zu überschreiten, obwohl sie von der Grenzlinie wusste. Schon am zweiten oder dritten Tag machte sie sich mitten am helllichten Vormittag direkt in die Zigeunersiedlung auf. Sie kam nicht weit. Zuerst versammelte sich eine Schar kreischender Kinder um sie, dann die Frauen, die ihre damenhafte Kleidung zu betasten begannen, schließlich tauchten ein paar grinsende Männer auf, die ihr vorschlugen, mit ihnen in ein nahe gelegenes Haus zu gehen. Einer von ihnen fasste sie am Arm und versuchte sie mitzuzerren. Zum Glück tauchten zwei Gendarmen auf und brachten sie unter Geschubse und Geschrei der Bewohner des Viertels sicher zurück zu unserer Wohnung. Mit der ernststen Warnung, die Behörden würden keine Verantwortung übernehmen, sollte ihr etwas zustoßen. Und mit der Bitte an mich, ich solle dafür sorgen, dass sich ein ähnlicher Vorfall nicht wiederhole.

An diesem Abend hatten wir unseren ersten Streit. Ich sagte, ich verböte ihr aufs Strengste, jemals wieder das Gebiet jenseits des türkischen Bades zu betreten. Hier sei nicht Ljubljana, auch nicht Belgrad. Obwohl sie noch immer von der Menge der Gesichter und Hände, in der sie sich unversehens wiedergefunden hatte, ganz aufgewühlt war, blickte sie mich wütend an. Aufs Strengste verbietest du es mir? In welchem Ton sprichst du denn? Ich sagte, es gehe nicht anders, ich spräche von ihrer Sicherheit. Du, zischte sie, wie bei unserer ersten Begegnung,

du hast immer gedacht, ich bin einer von deinen Rekruten. Am nächsten Morgen war sie ruhiger. Es schien, als hätte sie verstanden. Sie war in eine Welt gekommen, in der andere Regeln galten als auf der Laibacher Promenade.

Danach vergingen einige Wochen in vollkommener Harmonie. Natürlich war es nicht so wie in Ljubljana, aber Veronika gab sich Mühe, sich anzupassen. Wir wanderten durch das Herbstlaub an der ruhig dahinfließenden Morava südlich der Stadt. Sie lernte das Lied *Oj Moravo* und sang es halblaut vor sich hin, es ist schön, sagte sie, es ist schön, noch schöner wäre es, wenn wir hier reiten könnten. Vom ersten Tag an bemühte ich mich, uns die beiden Pferde nachschicken zu lassen. Aber von dieser Kaserne aus, die als Strafkolonie galt, war das nicht so einfach. Hierher wurden Offiziere versetzt, die ernste Disziplinarvergehen hinter sich hatten, einige sogar kürzere Gefängnisstrafen. Nach zahlreichen Anträgen gelang es mir, dass Vranac zusammen mit der nötigen Futterration überstellt wurde. Für Lord gab es keinerlei Hoffnung. Dass ihr Mann seiner davongelaufenen Frau auch noch ihren englischen Vollbluthackney nachsenden würde, das war nun wirklich nicht zu erwarten. Aber Vranac, über den ich mich unheimlich freute, aus den Militärstallungen herauszubringen, war nicht möglich, die Verwendung von Pferden zu zivilen Zwecken wäre in dieser Strafkolonie ein schreckliches Vergehen gewesen.

Ich machte sie mit der Frau meines Freundes Čedo bekannt, eines Hauptmanns der Artillerie, und alle zusammen sangen wir auf einer Hochzeit bis spät in die Nacht hinein *Oj Moravo* ... Die Zigeunertrompeter zogen den Kreis um unseren Tisch enger und spielten für uns Lieder aus Vranje, eines hinterließ in Veronikas Seele einen besonderen Eindruck: *Otvari mi belo Lenče, vratanca, vratanca* ... so ein schönes Lied, sagte sie ... *da ti vidimo, belo Lenče, ustanca, ustanca*¹, sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter und lauschte dem traurigen Lied mit geschlossenen Augen, es ist so traurig, flüsterte sie mir ins Ohr, dass ich am liebsten weinen würde. Čedo und seine Frau baten sie, ein slowenisches Lied zu singen. Sie sagte, sie kenne ein altes Soldatenlied, aus den Zeiten, als die Bauernburschen, um dem österreichischen Kaiser zu dienen, für sieben Jahre von daheim fortmussten. Und sie sang, leise, so leise und so schön, dass man auch an den Nachbartischen zu-

1 Serbisch-mazedonisches Volkslied: „Öffne mir, öffne mir, weiße Lenča (Jelena), das Türlein, das Türlein ... lass uns sehen, lass uns sehen, weiße Lenča, deine Lippen, deine Lippen.“

hörte und es im ganzen Raum still wurde, während sie sang: *Ach Liebste, weine nicht, wenn dir das Herz auch bricht, über sieben lange Jahr, da gibt's ein Wiedersehn.*

Für kurze Zeit sah es so aus, als würde sich Veronika an das neue Leben gewöhnen. Doch es kamen lange Novembernächte und Regentage, auf den Straßen Vranjes musste man über Schlammbäche hüpfen, die aus den umliegenden Bergen heruntergestoß kamen. An der Morava, die über die Ufer trat, konnte man nicht spazieren gehen. Veronika las viel, sie bekam Bücher, die ihre Mutter ihr regelmäßig schickte, sie ging in die Bücherei und lernte rasch und mit Freude die kyrillische Schrift. Sie blieb immer häufiger zu Haus. Als ich von einer dreitägigen schlammigen Novemberübung zurückkehrte, sagte sie, ich bin ja wie so eine Koštana. *Koštana* war damals in Serbien ein sehr beliebtes Theaterstück, genau genommen eine Art Singspiel, das von einer Frau erzählt, deren Mann gestorben ist. Nach alter Sitte darf die Witwe nicht mehr außer Haus gehen, und Koštana, eingeschlossen, allein, träumt im Mondlicht vom einstigen Leben, das es nicht mehr gibt, obwohl sie selbst noch voller Lebensenergie ist, lebendig und tot zugleich. Ihre Geschichte spielt in Vranje, und Veronika, die alles las, was ihr unter die Hände kam, kannte die Geschichte natürlich. Ich bin in diese Wohnung eingesperrt, sagte sie, was für ein Leben ist das? Ich war müde und hatte nicht die Kraft, sie zu trösten, so eines, sagte ich, wie du es wolltest.

Ach so?, sagte sie leise. Das würde Leo sagen, mein Mann.

Er war noch immer ihr Mann. Als sie mit mir weggegangen war, war sie genau genommen geflüchtet, sie hatte gesagt, sie werde sich scheiden lassen und mich heiraten. Nach orthodoxem Ritus. Und ich sagte, wir würden eine richtige serbische Hochzeit feiern, mit Zigeunertrompetern und zweihundert Hochzeitsgästen, mit Liedern und Trinksprüchen, so eine, die drei Tage dauert. Dann vergingen die Tage und plötzlich sprachen wir nicht mehr davon. Nun sagte sie zum ersten Mal, dass Leo noch immer ihr Mann sei. Und dort, wo Leo Zarnik ist, ihr Mann, dort ist das Leben anders.

Ganze Tage verbrachte sie im Haus, denn fast jedes Mal, wenn sie in die Stadt ging, wenn man dieses Städtchen mit den Türkenhäusern und der Cigan-Mahala überhaupt Stadt nennen konnte, kehrte sie schlecht gelaunt zurück. Eines Abends brach es aus ihr heraus: Kann eine Frau denn hier nicht auf die Straße gehen, ohne dass sie von allen

Männern angegafft wird? Ich musste daran denken, dass man sie auch auf der Laibacher Promenade angegafft hatte, als sie mit dem Alligator an der Leine spazieren ging, also konnte es nicht so schlimm sein, wenn ein Mann hinter ihr hersah. Ich kann nicht einmal ein Kaffeehaus betreten, ohne dass eine Bemerkung fällt. Ich sagte, es würde vielleicht helfen, wenn sie in Kleidern ginge, die die Knie bedeckten. Außerdem sei es überhaupt besser, wenn sie nur in meiner Begleitung auf die Straße und ins Kaffeehaus ginge. Das ließ sie endgültig aus der Haut fahren: Sind Frauen denn hier Häftlinge? Ich wurde gereizt, ich wusste nicht, wie ich ihr das Leben erleichtern konnte. Ich schrie meine Rekruten an und lud ihnen Strafen auf.

In so einer Verfassung verstrickte ich mich in einen schweren Konflikt mit einem Fähnrich. Es war gegen zwei Uhr, kurz nach dem Mittagessen, als ich durch den düsteren Kasernenkorridor ging, draußen hingen schwere Wolken, die Lichter in den Gängen flackerten. Hinter der Tür zur Intendantur hörte ich Stimmen, ich wusste, dass dort in der Schreibstube „mekana“ ausgeschenkt wurde, ein niederprozentiger Schnaps, der einem gern zu Kopf steigt. Ich hörte, wie jemand meinen Namen nannte, ich hörte Lachen, dann sagte jemand deutlich: *Du weißt ja, wie die Kroaten sagen: Steht nach Liebe mir der Sinn, nimm ich mir 'ne Krainerin.* Ich öffnete die Tür und fragte: Wer hat das gesagt? Sie sahen mich verwundert an. Der Fähnrich, der mit der Flasche in der Hand innehielt – er war gerade dabei, eine neue Runde einzuschenken –, sah mich mit rotem Kopf an. Ich, sagte er und lachte.

War nichts Persönliches, Herr Leutnant.

Ich trat zu ihm, schlug ihm die Flasche aus der Hand, die Offiziere sprangen zurück, ich packte ihn am Leibriemen und knallte ihn gegen die Wand. Das ist persönlich, schrie ich, das ist sehr wohl persönlich, ich verlor völlig die Nerven, ich war unglaublich erregt, ich öffnete das Halfter, um den Revolver herauszuziehen, ich wollte ihn ja nicht erschießen, ich weiß selbst nicht, was in mich gefahren war, vielleicht wollte ich ihn erschrecken, aber wegen diesem Öffnen des Halfters fehlte nicht viel, und ich wäre vor dem Kriegsgericht gelandet.

Wegen Verletzung der Dienstvorschriften bekam ich nur eine Disziplinarstrafe: eine Woche Gefängnis. Das kriegte auch der Fähnrich, wegen des Mitbringens von Alkohol in die Kaserne. Und als wir einige Tage danach vor dem Strafantritt gemeinsam unsere Leibriemen und Schnürsenkel abgeben mussten, sagte er, es tue ihm leid. Er habe sich

nichts Böses dabei gedacht. Ich dachte, dass es mir leidtat, leid tat es mir um Veronika, die jetzt noch einsamer in dieser Wohnung hocken würde, leid um mich, der ich statt in Ljubljana, wo ich im Begriff gewesen war, Karriere zu machen, in Vranje gelandet war, in diesem Türkennest mit den morastigen Straßen und der Cigan-Mahala, unter diesen Offizieren, die man aus ganz Jugoslawien hierher versetzt hatte, weil sie Faulpelze, Säufer und Versager waren, im Gegensatz zu mir, der ich sozusagen bis gestern alles andere war, der beste Offizier in der Einheit des Majors Ilić. Der Fähnrich schlug mir auf die Schulter: Jetzt ist es aus mit der Karriere, Leutnant. Außer es gibt bald irgendeinen Krieg.

Und der Krieg war im Kommen, nicht „irgendein“ Krieg, sondern der große, der größte und schrecklichste.

An dem Tag, an dem ich meine Strafe abgebußt hatte, fand ich sie in Tränen. Ich dachte, sie wäre wieder vom „dert“ gepackt, „dert“ ist dieses Wehmutsgefühl aus dem Singspiel über Koštana, die Sehnsucht einer eingesperrten Frau nach dem Leben. Aber das war es nicht. Ich war in der Cigan-Mahala, sagte sie. Ich fragte nicht, was dort vorgefallen sei, ich wurde rasend vor Wut. Rasend wegen des Gefängnisses, aus dem ich gerade gekommen war, wegen des Fähnrichs, der auch dort nicht aufgehört hatte, mich zu verspotten, wegen der verspielten Karriere, weil sie auf dem Zagreber Bahnhof auf dem Koffer gesessen und wie eine „Kraainerin“ geraucht hatte, die auf Kunden wartet, weil sie sich auch hier, in Vranje, benahm, als wäre sie auf der Laibacher Promenade, weil mich die Offiziere verspotteten, rasend wegen ihres unzählbaren Wunsches, jedes Mal genau das zu tun, von dem ihr gesagt worden war, dass es strengstens verboten sei. Mit dem Reitlehrer weglaufen. In die Cigan-Mahala gehen. Ehe ich überhaupt überlegt hatte, klatschte eine Ohrfeige in ihr Gesicht. Ich fragte nicht, warum sie weinte, ich schlug sie, weil ich wieder die Szene mit dem Zigeunerhauften vor Augen hatte, der sie hin und her zerzte, damit sie endlich begreifen sollte, dass sie einfach nicht alles tun konnte, was ihr in den Kopf schoss. Dass sie sich nicht in Situationen bringen konnte, in denen irgendwelche Männer nach ihr grabschten, die konnten das schlicht nicht anders verstehen, als dass sie sich ihnen anbot.

Lange sah sie mich an. Sie wischte sich die Tränen ab. Ich hätte es ja wissen können, sagte sie eine Weile später völlig ruhig. Dass du ein gewalttätiger Mensch bist. Eine schreckliche Traurigkeit überkam

mich. Ich ging hinaus und trank im erstbesten Kaffeehaus mehrere Gläser Schnaps. Ich verstand nicht, was geschehen war. Vor einer Woche war ich über den hochroten Fähnrich hergefallen und hatte ihn gegen die Wand geschmettert, jetzt hatte ich Veronika geschlagen, eine Frau, die weinte, weil ihr mit Sicherheit etwas Schlimmes zugestoßen war. Ich hatte sie nicht einmal gefragt, was passiert war. Ich wusste nicht, woher das alles kam, wenn man Soldat ist, heißt das nicht, dass man ein gewalttätiger Mensch ist. Gewalt ist Teil des Soldatenberufs, aber die Offiziersehre erlaubt einem nicht, einen Schwächeren zu schlagen. Ihr Mann hatte so etwas bestimmt nie getan. Er hätte das mit einem Lächeln auf den Lippen gelöst. Sie mochte keine gewalttätigen Menschen, die schöne Pferde in die Schlacht unter die Bomben, das heißt Granaten treiben. Ein Mensch, der denkt, dass er das tun kann, schlägt auch seine Frau. Er ist ein gewalttätiger Mensch. Ich wusste, dass sie mir diese Ohrfeige niemals verzeihen würde. Als ich nachts zurückkehrte, lag sie auf dem Bett und sah zur Zimmerdecke hinauf. Ich möchte nach Hause, sagte sie.

Ich kniete mich neben das Bett und bat sie, mir zu verzeihen. Das habe ich schon, sagte sie. Ich verstehe, dass es für dich nicht leicht ist mit mir. Ich streichelte ihr Haar, aber sie drehte den Kopf weg. Ich habe Angst vor dir, sagte sie. Sie stütze sich auf die Ellbogen und sah mir in die Augen. Du hast einen düsteren Blick, sagte sie. Ich habe Angst vor Menschen, die so düster blicken.

In jener Nacht erzählte ich ihr, was ich noch niemandem zuvor erzählt hatte. Von einer Kinderseele, die zum ersten Mal der Gewalt begegnet war. Ich war sechs Jahre alt, als mein Vater anspannte und Mutter und mich in der Kalesche zu einem Dorf mitnahm, etwa eine Stunde Fahrt von Valjevo entfernt. Ich verstehe auch jetzt nicht, warum wir ihn damals begleiten mussten. Vielleicht glaubte er, er könne so leichter das Geld von einem Bauern eintreiben. Ich weiß auch nicht, warum wir erst am Abend dort ankamen, vielleicht war ein Rad kaputtgegangen, vielleicht hatten wir uns unterwegs zu lange in einem Gasthaus an der Straße aufgehalten, ich erinnere mich nicht. Mein Vater hatte auch etwas Wein getrunken und war vielleicht deshalb ein bisschen mutiger, in Wirklichkeit war er ein sanfter und freundlicher Mann, er wollte jede Angelegenheit im Guten regeln. Vielleicht hatte er uns gerade deshalb mitgenommen, weil er diese Eintreibung auf friedliche Weise abwickeln wollte, beinahe im familiären Kreis. Wir kamen

also vor ein Haus gefahren, wir hielten vor dem Zaun. Es brannte kein Licht. Meine Mutter sagte, gehen wir, es ist niemand zu Hause. Er ist zu Hause, sagte mein Vater. Dann rief er mehrmals den Namen des Mannes. Nichts, kein Licht ging an. Topalović, rief er mit drohender Stimme, von der ich überhaupt nicht wusste, wo er sie hernahm, mein guter Vater, vielleicht kam sie aus dem Wein, den er unterwegs getrunken hatte. Topalović, rief er zum Haus, ich habe mir diesen Namen gemerkt, Topalović, rief er, ich weiß, dass du zu Hause bist, ich bin hier, um das Geld zu holen, das du mir schuldest. Dann hörte ich, dass sich am Zaun etwas bewegte, ein Schatten regte sich, ich hörte einen dumpfen Schlag und als ich aufblickte, sah ich das Gesicht meines Vaters von Blut überströmt. Der Mann, dieser Topalović, war im Dunkeln hinter seinem Rücken angeschlichen gekommen und hatte ihm mit einem Stück Holz mit voller Wucht auf den Kopf geschlagen. Du nicht, schrie der Schatten, du wirst vor meinem Haus kein Geld eintreiben. Nach dem Schlag ergoss sich noch ein Schwall erniedrigender Beschimpfungen über ihn. Meine Mutter weinte, und in meiner Brust war etwas zerrissen, etwas so Schreckliches hatte ich noch nicht erlebt. Der Vater mit dem blutüberströmten Kopf, das Weinen meiner Mutter, sein Ächzen, ja Schluchzen, vielleicht Weinen und seltsame Fragen: Was ist passiert, was ist passiert? Die Pferde gingen durch vor Angst und zogen die Kalesche auf der Dorfstraße irgendwohin in die Nacht. Und wir drei standen da, völlig kraftlos in einem fremden Ort, vor einem dunklen Haus, in dem dieser Schatten verschwunden war. Dann irrten wir durch das dunkle Dorf, um die Kalesche und die Pferde wiederzufinden. Noch lange Jahre danach trat mir dieses Geschehen immer wieder vor Augen, ich wachte auf und wünschte mir, ich wäre stark und könnte meinen Vater vor dieser schrecklichen Gewalt schützen. Ich weiß auch nicht, was mit dem Geld für jene Pferde passiert ist, zu Hause wurde nie mehr darüber gesprochen, ich weiß nur, dass später, schon fast am Morgen, es dämmerte über den Bergen, ein Bauer die Pferde an der Trense hielt und uns dabei zusah, wie wir auf den Wagen stiegen, auf der Rückfahrt hielten wir in jener Nacht immer wieder an, und meine Mutter verband Vaters Kopf mit ihrer weißen Bluse.

Veronika sah an die Zimmerdecke.

Das ist schrecklich, sagte sie nach einer Weile. Dann weinte sie wieder. Mein Ärmster, mein Ärmster, sagte sie. Was du erleben musstest. Und dann gehst du in die Offiziersschule. Vielleicht gerade deshalb.

Nicht deshalb, sagte ich, ich könnte so etwas niemandem antun. Bei uns will jeder junge Mann in die Offiziersschule, das hat mit dem Vorfall nichts zu tun. Vielleicht gerade deshalb, wiederholte sie, versprich mir, sagte sie, versprich, dass du niemandem etwas so Schreckliches antun wirst. Das konnte ich nicht versprechen, ich hatte schon gesagt, dass ich es nicht tun würde, ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich jemandem so etwas wirklich antun würde. Außer einem Menschen, diesem Topalović, dessen Gesicht ich nie gesehen und von dem ich nie mehr gehört habe, ihm hätte ich das antun können.

Und ich habe es getan. Schlimmeres noch, bevor ich in Palmanova gelandet bin. Nicht nur Menschen, auch mein Pferd habe ich erschossen, Vranac, den sie so geliebt hat. Aber das war der Krieg, der Krieg, der Krieg, aus dem ich mit einer einzigen Verwundung herausgekommen bin, mit einem Zahn weniger, ich habe unvorstellbares Glück gehabt.

Davor, noch bevor wir hier gestrandet sind, in Palmanova, haben wir uns den ganzen Winter und das Frühjahr fünfundvierzig auf den Hochplateaus von Slowenien mit Titos neuntem Korpus Hetzjagden geliefert, einmal haben wir sie, dann haben sie uns gejagt. Ich hatte Glück, all die Jahre. Das ist nichts, eine kleine, unbedeutende Wunde. Mein Gott, was für Wunden ich gesehen habe. Tote Menschen, grüne Leichen in bosnischen Dörfern, die niemand die Zeit hatte zu begraben. Ja, auch tote Pferde, meine liebe Veronika, die wir zum Angriff getrieben haben unter dem Sperrfeuer der Granatwerfer der Partisanen, keine Bomben, Veronika, Artilleriegranaten, die die Pferdeböcke zerfleischten und den Reitern die Beine wegrissen. Denen ich das Reiten beigebracht hatte, den Karabiner im Galopp abzunehmen, durchzuladen, zu schießen, mit dem Säbel zuzuschlagen, was für Wahnsinnige waren wir, wir ritten direkt auf die Maschinengewehrnester zu und sangen: *Vorwärts, ihr Tschetnik-Brüder, gewaltig wird jetzt unser Kampf*, Nonsens ist ein sehr milder Ausdruck, Veronika, Wahnsinn ist das richtige Wort, wir waren wahnsinnig geworden. Und verroht. Sie und wir. Verwundete und Gefangene hatten keine Chance zu überleben. Weder unsere noch ihre. *Wir erschlagen und erstechen, wer nicht mit uns reitet*, auch das haben wir gesungen. Das heißt so viel wie: *Ich habe ihn abgestochen wie ein Schwein*. So hatte ein gefangener Partisan gesagt, als wir ihn fragten, was mit Hauptmann Vukmirica passiert sei, der ihnen vor Tagen in die Hände gefallen war. Mit Vukmirica?, fragte er, mit

dem Tschetnik? Er sah uns erschrocken an, er war ein junger Bauernbursche, er wusste, er würde nicht am Leben bleiben, aus unseren Händen kam keiner lebend davon, *ich habe ihn abgestochen wie ein Schwein*, sagte er, obwohl die Angst in seinen Augen zu sehen war, nur das sagte er, bevor ihm ein ebenso junger Kerl aus der Šumadina aus meiner Einheit mit einer Garbe aus seiner Schmeisser den Bauch durchsiebte.

Alles das und vieles mehr haben meine Augen gesehen, die nun im Spiegel dieses stoppelige Gesicht und die grauen Haare am Kopf betrachten. Die grauen Haare an den Schläfen sind vom Krieg. Vielleicht sind sie an jenem Tag gekommen, als ich Vranac erschießen musste. Beide Vorderbeine waren gebrochen, er sah mich an wie ein Mensch, du weißt ja, manchmal können Pferde einen so ansehen, als würden sie alles verstehen. Ich weiß genau, wo es passiert ist. Bei vielen Kameraden könnte ich nicht sagen, wo sie gefallen und gestorben sind, bei Vranac könnte ich den Hof zeigen, wo sein militärischer Weg und die Jahre seines Lebens mit mir zu Ende gegangen sind. Im Dorf Udbina in der Lika, vielleicht kommen wir wirklich einmal wieder zurück und dann gehe ich eines Tages dorthin und werde mich noch einmal erinnern, was geschehen ist. Jetzt versuche ich zu vergessen, obwohl mir jede Nacht der Kopf dröhnt von den Schüssen, Befehlen, Maschinengewehrgeräuschen, vom Fliehen, von den Explosionen, den Schreien, dem Verstecken, vom Weinen der Frauen und vom Greinen der Kinder, vom Traben der Pferdehufe, von brennenden Balken, die samt den Dächern in die Häuser stürzen. Aber Vranac werde ich nicht vergessen, ich glaube, dass du dich oft an ihn erinnerst, Veronika. Ich fand einen anderen schwarzen Hengst, auch ihm gab ich den Namen Vranac, dort auf der Koppel läuft er jetzt frei mit anderen Offizierspferden. Das wolltest du doch, oder? Dass die Pferde nicht in den Ställen stehen, sondern frei herumlaufen. Er ist jung und ungestüm, aber auch schreckhaft, auch er hat mehr erlebt, als andere Pferde in ihrem ganzen Leben erleben, obwohl sie kaiserliche Kutschen ziehen oder im Trab vor dem Publikum paradien, das um die Manege versammelt ist. Gestern Abend hörte ich ihn, wie er aufwies, ich dachte, er hätte dich erkannt, aber wie sollte er? Der, der dich erkannt hätte, hat gezittert und ist in einem Bauernhof in der Lika liegen geblieben. Ich habe deshalb daran denken müssen, weil ich noch immer so oft an dich denke, Veronika. Seit du von mir gegangen bist, vergeht kein Tag, an dem ich nicht an dich denke, wenn nicht eher, dann wenn die Nacht einfällt, in den bosnischen

Bergen oder in einem Bauernhaus in der Lika, am kalten Isonzo oder hier im Gefangenenlager, in Palmanova. Die Pferde kennen die Gedanken ihrer Reiter, ich will nicht sagen Herren, Reiter, die so oft ein Teil ihres Körpers sind. Oder er ist aufgewacht, weil ich aufgewacht bin, als ich dich so lebendig vor mir sah, so lebendig zwischen den Stockbetten der Offiziersbaracke direkt auf mich zukommen.

Wir blieben nicht lange in Vranje, obwohl es ihr wie eine ganze Ewigkeit vorgekommen sein muss. Im Frühjahr achtunddreißig wurde ich nach Maribor versetzt. Ich ahnte, dass bei diesem Befehl die sanften Hände des Dandys im weißen Anzug im Spiel gewesen waren. Hände, die Geld zählen und es in einem Kuvert im Café Union oder in unserem Kastaniengarten Major Ilić über den Tisch zuschieben. Vielleicht hatte auch Veronika schon nach jener unglücklichen Ohrfeige Verbindung zu ihrem Mann aufgenommen. Ich weiß nicht, was passiert ist. Die unverhoffte neuerliche Versetzung war jedenfalls ungewöhnlich. Ich war kein zuverlässiger Offizier mehr, den man aus der Strafkolonie Vranje einfach so an die österreichische Grenze versetzt, auch wenn die Drau-Division immer mehr Soldaten benötigte.

Was immer im Hintergrund abgelaufen sein mochte, Ende Winter achtunddreißig fanden wir beide uns in Maribor wieder, ich hatte eine Wohnung in der Stadt bekommen und in der Kavalleriekaserne meine eigene Schwadron. Der Schnee schmolz, es roch nach Frühling und Veronika blühte wieder auf. Sie war unter ihren Leuten, sie ging auf die Promenade im wunderschönen Stadtpark. Im Pferdekлуб in Kamnica ritt sie gemeinsam mit den Marburger Damen. Sie erzählte von Vranje und von den langsamen, verträumten Liedern, die sie dort gelernt hätte, von der Morava, vom Kurort Vranjska Banja, von Zigeunertrompetern und Hochzeitsfesten, beim Tee unterhielt sie die versammelte Gesellschaft mit Erzählungen von der orthodoxen Sitte, den Toten ihr Lieblingsessen ans Grab zu bringen. Und dass nachts die Zigeuner kämen und dort Festmahle feierten. Hinter ihr lag ein fröhliches und aufregendes Abenteuer, sogar mein Zusammenstoß mit dem Fähnrich bekam die Form einer Ritterlegende, mein Stevo, pflegte sie zu sagen, er ist ein Ritter und ein Kavalier. Die Ohrfeige verschwieg sie. Die versammelte Gesellschaft brachte sie mit dem Spruch zum Lachen: Die Kavallerie spuckt auf die Infanterie hinunter. Eines Tages hörte ich aus der Küche, wie sie im Wohnzimmer einer Dame, die zu Besuch gekommen war, erzählte, wie erschüttert sie gewesen sei, als sie einmal ins Zi-

geunervierviertel ging und sah, dass dort Lämmer geschlachtet werden. Ich horchte auf. Das war damals gewesen, als wir uns so heftig gestritten hatten. Direkt an der Straße, erzählte sie, einfach so, das Blut aus den durchgeschnittenen Hälsen der zitternden Tiere lief gleich in den Gräben neben den Häusern. Noch heute, sagte sie, wenn ich die Augen schließe, habe ich diese schreckliche Szene vor Augen. Mir hatte sie weder damals in Vranje noch jemals später erzählt, was an jenem Tag passiert war, als ich aus dem Gefängnis gekommen war und sie schlug, weil sie wieder in der Cigan-Mahala umhergelaufen war. Offenbar war ich dessen nicht wert gewesen. Ich war erbarmenswert wegen eines Vorfalls in meiner Kindheit, ich war ein Ritter, weil ich um ihre Ehre gekämpft hatte, ich war in Maribor ihr Begleiter auf einem Ball, den man *Eine Nacht an der Adria* genannt hatte, aber das war alles, zwischen uns war in diesem unglücklichen Vranje etwas zerbrochen. Dort war sie wie in einem Käfig eingesperrt gewesen, ich wusste, dass sie sich so gefühlt hatte, vielleicht hatte sie einer Freundin davon auch erzählt. So wie es sicher auch anderswo zerbrochen wäre. In Maribor ging es nur noch bergab, mit ziemlicher Geschwindigkeit. Außerdem waren wir immer weniger Zeit zusammen. Die Manöver der Drau-Division fanden immer öfter statt, ein paar Kilometer weiter war die Grenze und dahinter lag das unruhige Österreich, in dem die einheimischen Nazis bereits offen marschierten, große Ereignisse kamen näher, überall war das zu spüren. Unsere Kavallerie-Schwadron bekam Tanketten, kleine Kampffahrzeuge der Marke Škoda, die schrittweise die Kavallerie ersetzen sollten. Das schien mir völliger Irrsinn, aber mir blieb nichts anderes übrig, als mich darin unterrichten zu lassen und in diesem schwerfälligen, knatternden und stinkenden Fahrzeug zu fahren, statt auf einem Pferd zu reiten. Vranac, der immer mehr meine einzige Freude war, stand einsam im Stall.

Veronika bekam bald nach unserer Ankunft Besuch von ihrer Mutter. Frau Josipina. In nur wenigen Tagen gestalteten die beiden die Wohnung völlig um, sodass sie wieder Ähnlichkeit mit etwas bekam, in dem Veronika schon einmal gelebt hatte. Dann erzählte Mutter Josipina bei Tee und Gebäck von ihrer Jugend in Rijeka. Damals habe sie helles Haar gehabt, weshalb man sie „Bionda“ genannt habe. Und ihr Mann, Veronikas Vater, habe Peter geheißen, so wie unser junger König, wie wir schon gehört hatten, sie hätten ein schönes Haus gehabt mit Blick aufs Meer, auf die Insel Cres in der Ferne und mit einem

Garten vor dem Haus, Peter habe ein Boot gekauft, im Kaffeehaus hätten sie beide getanzt. Auch das hatten wir schon mehrmals gehört. Wir bekamen ein Dienstmädchen, das den ganzen Tag in der Wohnung umherlief und jedes Staubkorn wegmachte, nur meine schmutzigen Stiefel rührte sie nicht an. Wahrscheinlich ekelte sie sich davor, besonders dann, wenn ich von zehntägigen Manövern zurückkam und sie Tag und Nacht an den Füßen ihres Besitzers gesteckt hatten, auch während des Schlafens. In der renovierten Wohnung gab es immer mehr Leute, es kamen Damen, ihre Reitfreundinnen, und mit ihnen bald auch die dazugehörigen Herren. Unter ihnen fühlte ich mich immer weniger wohl, so manchen Abend bog ich auf dem Nachhauseweg aus der Kaserne lieber zum Abendessen in ein Gasthaus ab.

Eines Abends aß ich etwas in einer Gastwirtschaft in der Königs-Aleksandar-Straße. Am Nachbartisch war eine laute Männerrunde versammelt, irgendwelche Kaufleute, die im Hotel abgestiegen waren, und ihre Marburger Partner, einer der Fremden war ein Tscheche, der Maschinen verkaufte, ein anderer ein Handlungsreisender, der eine Laborausstattung anbot. Der war angeblich, wenn ich es richtig verstanden hatte, auf dem Weg nach Triest und wartete hier auf die Ankunft seines Mitarbeiters aus Prag, sein Name war, ich weiß nicht, warum ich mir das gemerkt hatte, Erdmann. Der Lauteste von ihnen war jedoch ein Kaufmann, ein Kroat, der eine dicke Goldkette trug, der zog einfach so, ohne jeden Anlass, über mich her. Ich wusste, dass er von mir sprach, obwohl er mich nicht einmal ansah. Für diese Serben, sagte er, ist die ganze Welt eine Kavalleriekaserne. Eine stinkende Kavalleriekaserne. Ich ignorierte ihn, obwohl in meinem Innersten alles tobte. Schon damals hätte ich wissen können, dass am Ende wir Serben an allem schuld sein würden. Und unter den Serben die Kavallerie, die jetzt durch Tanketten der Marke Škoda ersetzt wurde. Und in der Kavallerie ich, der ich auf einmal keine eigene Offizierswohnung mehr hatte, sondern Spitzenvorhänge, wo Mutter Josipina und ihre nichtstuerische Tochter herrschten, ihre vergnügten Gäste und ein Dienstmädchen, das sich vor Offiziersstiefeln ekelt.

Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit, wann nach der Mutter der Dandy auftauchen würde, von dem die hochverehrte Dame sogar schon in meiner Gegenwart mit Liebe und Bewunderung sprach. Von seinen Geschäften, von seinen Automobilen. Frau Mama erzählte der Frau Tochter einfach so in meinem Beisein voller Begeisterung, dass

Leo irgendwo in Oberkrain eine Burg erworben habe, genau genommen einen Gutshof, ein altes und großes Anwesen mit Park und einem kleinen See, mit einem Jagdrevier und Pferdestallungen. Podgorsko, so heiÙe es, das ganze Besitztum heiÙe Podgorsko, denn zum Gutshof gehöre auch ein umfangreicher Besitz, Wälder, Felder, Stallungen, es liege am Strmi vrh, am Schroffenstein, der aber gar nicht schroff sei, ein grüner Hang erhebe sich über dem Anwesen, von den Fenstern aus schweife der Blick über die Ebene, nach Gorenja vas und zu anderen Dörfern, von wo die Leute kämen, die alles zusammen versorgten. Schön sei es dort, Frau Mama Josipina sei dort gewesen, sie sei durch den grünen Park spaziert, es habe nach der Frische des kühlen Frühlingmorgens geduftet. Leo, Veronikas Mann, das sagte sie mehrmals, ohne mich anzusehen, Leo, dein Mann, ist dort schon mehr als in Ljubljana, er ist noch immer allein, bekommt aber oft Besuch von Künstlern aus Ljubljana, er kauft ihre Bilder, er unterstützt sie, der Pianist Vito, Veronika erinnere sich ja noch an ihn, veranstalte manchmal sogar ein Konzert. Veronika war ungewöhnlich neugierig, sie stellte eine ganze Reihe von Fragen über diesen Familienerwerb, wie sind die Zimmer, wo ist die Küche und wie ist die Aussicht von den Schlafzimmern aus. Ist es möglich, dort in der Gegend zu reiten? Er war erschienen, der mächtige Leo Zarnik, ohne sich zu zeigen. Er wurde immer präsenter. Wie er genau genommen schon immer präsent gewesen war, jeden Tag, auch in Vranje, wo er endgültig wieder in unser Leben getreten war, als jene unglückselige Ohrfeige fiel. Jetzt kam er in den Geschichten ihrer Mutter, Frau Josipina, daher. Frau Josipina ging, doch er blieb, unsichtbar, hier unter uns. Aber auch die Mutter kam schon nach wenigen Tagen zurück und blieb immer länger.

Bei den Frühlingsmanövern fuhr ich in einer Tankette und watete durch Schlamm.

Sie ging eines sonnigen Wintermorgens, ich erinnere mich genau, damals war die Stadt von einem schrecklichen Verbrechen erschüttert worden, das sich auf dem Bachernegebirge ereignet hatte. Alle sprachen von dem unglücklichen Paar, das wohl mit Rucksäcken über einen noch immer verschneiten Waldweg zu einem Ausflug aufsteigen wollte, als Unbekannte ihnen dort den Weg abschnitten und sie bestialisch ermordeten und wohl auch ausraubten. Auch in der Vojvoda-Mišič-Kaserne wurde davon gesprochen. Wer hätte das gedacht, sagte jemand, diese friedliebenden Slowenen – dass sie zu so etwas fähig sind!

Mich hatte das nicht sonderlich betroffen gemacht, überall gibt es gewalttätige und verbrecherische Menschen, warum sollte es gerade in Maribor keine geben? Als ich am späten Nachmittag nach Hause kam, öffnete mir das Dienstmädchen die Tür. Sie war bleich, und zuerst dachte ich, dass auch sie die Geschichte von dem Verbrechen am Bachern erschreckt hatte. Doch sie sagte, die gnädige Frau sei gegangen, sie habe einen Brief für mich dagelassen. Ich wusste sofort, was geschehen war, vielleicht hatte ich das schon lange erwartet. Das Dienstmädchen sah mir zu, als ich den Brief öffnete, und sagte, sie könne bleiben, sollte ich sie brauchen. Ich sagte, dass ich sie nicht bräuchte. Sie könne sofort gehen, die Stiefel würde ich mir schon selber putzen. Wie bisher auch. Ich brauchte niemanden mehr.

Veronika teilte mir mit, dass sie zu Leo zurückgekehrt sei. Sie liebe mich noch immer, es täte ihr nicht alles leid, was wir erlebt und gemeinsam verlebt hätten. Aber ich, Stevo, würde doch wohl sehen, wie wir uns in letzter Zeit entfremdet hätten. Ich fühlte mich wie der Alligator, den sie ausgestopft hatten. Dabei hatte ich nicht einmal ihren Mann gebissen.

Ihren letzten Brief erhielt ich im Frühjahr achtunddreißig, nun haben wir Frühsommer fünfundvierzig. Kaum sieben Jahre sind vergangen, seit sie gegangen ist. Für mich ist es, als sei es gestern gewesen. Ich erinnere mich an die leere Wohnung in Maribor, ich werde sie nie vergessen. Die Möbel waren noch dort, sie hatte nichts mitgenommen außer ihren Kleidern und etwas Kleinkram, aber sie war leer, weil sie nicht mehr da war, sie war nicht mehr da, ihr Lachen, ihr leiser Gang, nichts, im Bad tropfte das Wasser aus der Dusche, sie hatte am Morgen geduscht und war gegangen. Auch diese Tropfen werde ich nie vergessen, ich höre sie noch jetzt, *plonk, plonk*, sie schlugen gegen die Porzellanwanne, wie Sekunden, wie Minuten, wie die Zeit, die in der Stille verrann. Als ob dort etwas stehen geblieben wäre und anders herum zu laufen begonnen hätte, ich erinnere mich genau, obwohl in diesen sieben Jahren mehr geschehen ist als in meinem ganzen Leben davor. Sie gibt es nicht mehr. Jugoslawien gibt es nicht mehr. Die königliche Armee gibt es nicht mehr, denn diese gefangenen Tachinierer zwischen den Baracken in Palmanova kann man wohl nicht als königliche Armee bezeichnen. Doch ich bin noch immer da, wenn ich überhaupt noch ich bin.

Die Zeit, die ich zwischen ihrem Weggang und dem Beginn des Krieges verlebte, gähnt in meiner Erinnerung wie eine leere bodenlose

Höhle. Ich wollte werden, was ich war, bevor ich ihr begegnet war: ein guter Offizier. Aber in mir gab es keine Begeisterung mehr. Ich erledigte meine Arbeit, schrie die Rekruten an, gähnte während der Nachtdienste, schenkte mir manchmal mit anderen Offizieren in der Schreibstube Sliwowitz ein und kippte ihn gläserweise hinunter und kehrte am Morgen in die leere Wohnung zurück. Wieder kamen Briefe aus Valjevo. Jelica teilte mir mit, dass sie noch immer auf mich warte. Ich machte mich auf den Weg, lungerte dort drei Tage herum, schlief mit Jelica, mitten in der Nacht weinte sie, sie sagte, sie kenne mich nicht wieder, was mit mir geschehen sei? Ich kehrte in eine noch leerere Wohnung zurück, ich schrieb ihr, sie solle zu mir ziehen, sie konnte sich nicht entschließen. So verging diese leere Zeit. Zu mir ist dann nicht Jelica gezogen, sondern Čedo, den sie ebenso aus Vranje an die Nordgrenze versetzt hatten, wir frühstückten zusammen und aßen gemeinsam zu Abend, er büstete und wichste die Stiefel, auch meine, er räumte die leeren Flaschen weg, Gespräche über Veronika mieden wir. In den ersten Wochen nach ihrem Weggang rief sie mich ein paar Mal an, wie ich lebe. Gut, was hätte ich anderes sagen sollen. Zum Schluss sagte sie, sie ziehe aufs Land, in jene Burg, von der ihre Mutter erzählt habe. Soll mir auch recht sein. Danach herrschte langes Schweigen. Ich hielt es nicht mehr aus, ich schrieb ihr mehrere Briefe, Antwort kam keine. Dann wurde das Schweigen immer länger, es versank in einer leeren bodenlosen Höhle, in einer Stille, die vom Trommeln der Haubitzen auf dem Übungsgelände in Slunj unterbrochen wurde, wohin wir zu Manövern fuhren, vom Gekicher von Čedos Freundinnen, die er aus der nächtlichen Stadt mitschleppte, vom Singen und Marschieren auf dem Kasernenhof, *es marschierte, es marschierte*.

Ein paar Tage vor dem Überfall auf Jugoslawien im April traf ich Major Ilić. Er saß in einem Automobil vor dem Materiallager. Er war mit seiner Einheit in Richtung Dravograd unterwegs. In Maribor wurden sie mit Munition und Essensvorräten versorgt. Er sagte, er freue sich, mich zu sehen. Damals habe er sich allerdings nicht gefreut, als er mich habe nach Vranje schicken müssen, aber ich müsse verstehen, dass es anders nicht möglich gewesen sei. Ich antwortete, dass ich verstehe, aber in Wahrheit war es mir völlig egal, ob es ihm leidtat oder nicht, jetzt war so oder so alles wieder, wie es einmal gewesen war. Es gab keine Veronika mehr, kein Vranje, nur noch die Kaserne und Major Ilić, der irgendwohin unterwegs war, um zu siegen und Oberst zu werden.

Neu war nur, dass ein Krieg vor dem Ausbruch war, auf den wir alle schon lange gewartet hatten. Du warst ein guter Offizier, sagte Ilić, jetzt wirst du bald die Gelegenheit bekommen, das zu zeigen. Er wollte gehen, da fiel ihm noch etwas ein.

Ja, sagte er, mein Freund Zarnik hat mich auf seine Burg eingeladen. Dort haben seine Frau und er noch einmal geheiratet. Ilić lachte laut auf. Man hat die beiden mit einer Kette zusammengebunden, damit sie nie mehr auseinander können.

Ein guter Scherz, nicht wahr?, sagte er.

Und fuhr ab Richtung Dravograd, wo er einige Tage später seine Einheit allen militärischen Regeln entsprechend dem Hauptmann einer motorisierten Division der Deutschen übergab.

Und ich saß mit meinen Tanketten fest, wo ich war. Mit dem Gedanken an Veronika, die nun in einer Burg lebte, wieder glücklich verheiratet, zum zweiten Mal mit demselben Mann. Ich verfluchte den Idioten, der sich die Tanketten ausgedacht hatte, die die Kavallerie ersetzen sollten, diese lächerlichen Maschinen, für die es keinen Brennstoff gab. Es gab keinen Brennstoff, um in Richtung Šentilj zum Gegenangriff überzugehen, just in diesem Augenblick war er ausgegangen. Zum Glück waren da noch die Pferde. Mit dem Rest der Schwadron, mit jenem Teil der Mannschaft, der inmitten des allgemeinen Verrats und der Feigheit nicht in alle Richtungen davongelaufen war, ritt ich zusammen mit Čedo durch Slawonien, wo die kroatischen Bauern am Straßenrand standen und uns anspuckten. Es spuckte nicht die Kavallerie auf die Infanterie hinunter. Die Bauern spuckten auf uns und fuchtelten drohend mit den Heugabeln, sodass die Pferde unter uns häufig durchgingen. Und wenn der Abend kam, mussten wir, die Kavallerie der berühmten königlichen Armee, die slawonischen Bauern bitten, unseren Pferden Hafer zu geben und uns etwas zu essen. Wenn die Bitten nichts halfen, dann halfen die Gewehre in den Händen.

Wir erfuhren, dass in Bosnien der Widerstand dabei war, sich zu formieren, auf einmal schien mir, als hätte das Leben wieder einen Sinn. Čedo und ich schworen uns, uns bis zum Ende zu schlagen, gegen die Deutschen, gegen die Italiener, die Ungarn, gegen alle, für König und Vaterland. In einem Bauernhaus schmetterten wir Gläser gegen die Wand, vor Verzweiflung, weil die ruhmreiche Armee am Ende war, und vor Freude, weil etwas Neues begann. Wir sangen und schossen im Hof in die Luft. Es stank nach Sliwowitz und nach Tod. Es war

ein Nonsens, dieser Schwur, Nonsens, hätte Veronika gesagt, die bei unserer ersten Begegnung gelacht hatte, damals, als ich ihr erzählte, warum wir in die Schlacht ritten, Nonsens, dass wir gegen alle kämpften, die über uns hergefallen waren, und dazu noch gegen jene, die uns verraten hatten. Doch dann kämpften wir wirklich, wir töteten, es stank nach Angst und Tod, wir kämpften weiter gegen die Deutschen, gemeinsam mit den Kommunisten. Dann fielen uns die Kommunisten in den Rücken, und plötzlich wurden wir zu Verbündeten der Deutschen. Das war etwas Unfassbares für uns, die Erben der ruhmreichen Saloniki-Kämpfer, unsere Feinde, ihre Offiziere, spazierten in unserem Hauptquartier ein und aus, wir koordinierten Angriffe gegen die immer zahlreicher werdenden Kommunisten. In Bosnien kämpften wir aber auch gegen die Ustascha, obwohl sie die wahren Deutschenknechte waren, nicht wir, wir hatten mit ihnen lediglich die Einsätze koordiniert. Und Čedo und ich waren die ganze Zeit zusammen, zuerst gegen die Deutschen, dann gegen die Ustascha. Zum Schluss und bis zum Ende des Krieges gegen die Kommunisten. Nach Bosnien, nach der Lika, in den slowenischen Bergen.

Als er kurz vor Kriegsende in den Bauch getroffen wurde und beim Sturz auch noch mit dem Kopf gegen einen Stein schlug, hielt ich ihn in meinen Armen, zwischen seinen brabbelnden Lippen quoll Schaum hervor, wie bei einem Pferd nach einem langen Ritt. Ich erinnerte mich, wie wir in Vranje gesungen hatten, *Oj Moravo*, Veronika hatte ihren Kopf an meine Schulter gelehnt und mit geschlossenen Augen zugehört. Dann hatte auch sie auf Čedos Zureden hin gesungen, *über sieben lange Jahr, da gibt's ein Wiedersehn*.

Und wir haben uns wiedergesehen. Heute Nacht, als sie ganz lebendig den Gang zwischen den Stockbetten in der Offiziersbaracke herunterkam und neben mir stehen blieb. Was ist, Stevo?, sagte sie, kannst du nicht schlafen? Ich wollte sagen: Ich dachte, du lebst in Oberkrain, am Fuß eines grünen Hanges, unten ist eine Ebene mit weiten Feldern, das wollte ich sagen, und dort reitest du nun? Da war sie aber schon am Weggehen, da war sie schon nicht mehr da. Natürlich war es das, was ich zu ihr sagen wollte, weil ich wusste, dass sie in der Burg lebt, in ihrem goldenen Käfig; ob sie nicht einmal zu mir gesagt habe, sie sei bestimmt nicht frei. Und nun war sie freiwillig mit einer Kette an einen Menschen gebunden, den sie womöglich nicht mehr liebte als mich, mit dem sie aber dennoch lieber zusammenlebte. In dieser Nacht war

sie trotzdem zu mir gekommen, in dieser Nacht habe ich sie gesehen, sie ist von selber gekommen, Veronika.

Vor ein paar Tagen brachten Kuriere die Meldung, dass er in Ljubljana eine Rede gehalten habe, dieser österreichische Gefreite, den sie nun für einen Marschall halten. Er habe auf die versammelte Menge eingebrüllt, dass die Verräter unsere schönen Berge nicht mehr zu sehen kriegten. Das sollen wir sein, die königlichen Soldaten, die treu geblieben sind. Und nicht sie, die uns im Herbst einundvierzig ihre Gewehre in den Rücken gehalten haben. Die Welt ist auf den Kopf gestellt. Sie ist zerschlagen, wie dieser Spiegel, in dem ich die Stücke meines Gesichts betrachte, die zerbrochenen Stücke meines Lebens. Trotzdem werde ich mich rasieren. Ich werde den Leibriemen festzurren, die Uniform in Ordnung bringen und zum Appellplatz gehen, wohin die Trompete ruft, alle sind schon versammelt. Und am Leben. Am Nachmittag werde ich reiten, damit Vranac nicht faul wird. Vielleicht schreibe ich Jelica einen Brief.